

Nr. 35 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 35 - Sonntag, 1. September 1935

Herbst

Astern blühen schon im Garten,
schwächer trifft der Sonnenpfahl
Blumen, die den Tod erwarten
durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft.
Und es liegen Wald und Weide
unbewegt im blauen Duft.

Pflirsch an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht,
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
welke Rosen, reife Frucht.

Detlev von Liliencron.

Am Hafen wird gebaut

Schulkinder und Altersveteranen sind beneidenswerte Menschen, schon deshalb, weil niemand anders sich so mit dauerndem Genuß einer Sehenswürdigkeit hingeben kann wie sie. Wenn wäre es vergönnt, wie sie stundenlang einer interessanten Begebenheit, wie etwa zur Zeit dem Bau einer neuen Quaimauer am Hafen zuzusehen. Da stehen sie zu Dutzenden auf der Brücke und am Bahnübergang, so daß sich schon ein Obststand, die Konjunktur ausnützend, dort aufgetan hat und ein Schutzmann voll damit beschäftigt wird, daß er immer wieder die Neugierigsten in eine rückwärtige Front schleben muß.

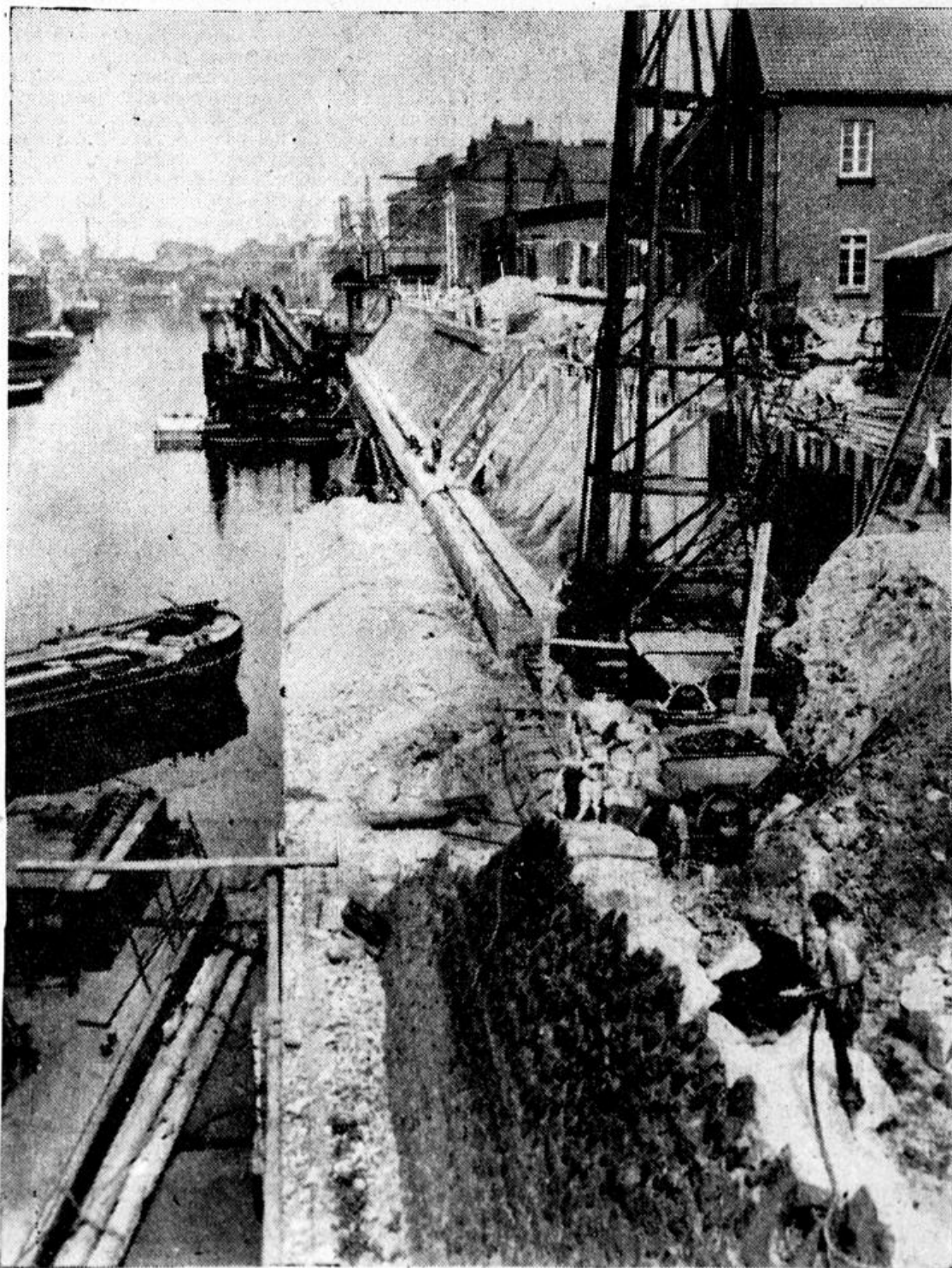
Man muß erst einmal auch ein paar Minuten über das Gelände gebeugt inmitten der Alten und der Jungen dem dortigen Wirken zugesehen haben, so möchte man, wenn nicht gerade Schulkind oder Altersveteran sein, so doch Zeit haben wie sie. Man stellt nämlich bald fest, daß der Bau einer Quaimauer schon eine Wissenschaft für sich ist, und so eine Mauer schon verdient, daß auf ihr die Augen der neugierigen Jugend und eines weisen Alters gewissermaßen sich weiden.

Wie die verkörperte Festigkeit und Stärke liegt die Quaimauer zwischen der Stadt mit ihren Türmen, Fabriken und dem Wasser, über das die Sonne wirbelt. Man spürt, was von ihren Quaderwänden umgeben ist, muß sich geborgen fühlen, die Schiffe und ihre Menschen, mögen die Nordseestürme ihnen noch so sehr mitgespielt haben.

Man wundert sich, daß eine Quaimauer überhaupt erneuert werden muß. Aber man steckt ja nicht in ihr, weiß nicht, welche Belastung sie auszuhalten hat, erfährt nur, daß sie etwa unter dem ständigen Druck jährlich ein paar Zentimeter wandert. Also wird es wohl nötig sein, daß man eine Quaimauer sehr sorgfältig baut. Und es dürfte sich auch schon lohnen, zuzusehen, wo etwas Solides und Dauerhaftes entsteht.

Die Prefluftbohrer stoßen mit tackendem Geräusch in die alte Mauer, aus der grobe Klötze ausbrechen. Ihr Knattern setzt unvermittelt ein, verstummt und schnarrt wieder los, wie das Feuer von Maschinengewehren. Darzwischen saust ein Dampfhammer auf einen Eisenträger, den er mühsam in den Grund schlägt. Die alte Mauer ist aufgerissen, sie zerbröckelt langsam unter den Bohrern, Hacken und Schaufeln. Die Sonne brennt auf das Grau-Weiß des zertrümmerten Zements, zwischen Quadern, Lehm und Mörtel stehen ein paar Menschen mit braunem Rücken. Sie beugen sich über Prefluftbohrer, die ihre Arme erzittern lassen, schaufeln von großen Sandbergen in steter Bewegung ein wenig ab, oder steigen auf Leitern und Eisenträgern umher.

Das alles sehen die Leute am Geländer über der alten Quaimauer. Es macht ihnen nichts aus, daß die Luft vor ihren Augen flimmert. Sie freuen sich an der Bewegung, an dem Lärm und dem Getöse, mit dem etwa der Bagger die Steine aus dem Hafen gegen den dickbauchigen Schleppkahn knallt. Seine



Wieder Alltag in Neuß

Foto: W. Pfeifer, Neuß

endlose Kette raspelt sich nicht müde, und seine Schöpfkästen stoßen ohne Unterlaß aus dem Wasser wie die Seelöwen im Zoo.

Die neue Mauer ist schon zum Teil fertiggestellt. Man kann hier lernen, daß Mauer und Mauer nicht dasselbe ist, daß es schöne und häßliche Mauern gibt. Sie muß ein Ganzes sein, gleich ausgerichtet, von weitem eine Fläche, die doch voll wehrhafter Buckel ist, mit schönen gleichmäßigen Fugen zwischen den Quadern. Da muß ein Steinklotz neben den anderen passen, ohne daß mit Kleinzug ausgeflickt wird, da darf keine senkrechte Fuge zu weit laufen, weil sonst die Mauer zerrissen wird, und jeder Stein muß breit und fest auf den tieferen sitzen, daß er die folgenden tragen kann. Wenn sie gut gebaut ist, stemmt die Mauer sich wie ein Mensch gegen die vordringende Macht. Es gibt Mauern, die stehen steif gerade am Abhang eines Berges, so daß man fürchten muß, der Berg wirft sie um, andere sind so schräg geneigt, als ob sie sich wie müde Wanderer am Abhang ausruhten, anstatt daß sie ihn stützen. Nur wo eine Mauer sich im richtigen Winkel gegen das andrängende Land aufgebaut hat, kann jene ruhige Linie entstehen, die einen guten Hafen auszeichnet. Sie trennt das Land vom Wasser und das Wasser vom Land. Das eine kann sich nicht mehr über das andere stürzen, und jenes dieses nicht mehr unterwühlen.

Wie jene ruhige Linie der Quaimauer entsteht, das verlockt den Zuschauer, wie jenes mächtige Basaltmosaik sich sauber aus dem Schutt und Durcheinander des Materials zusammenbaut, während die Hacken, Bohrer, Bagger und Dampfhammer lärmten.

Ab und zu kommt ein Augenblick, da hat merkwürdigerweise jeglicher Lärm ausgesetzt. Dann sieht man wohl einmal von dem Bau weg in die Tiefe des Hafens. In der Ferne liegen die Kähne breit und schwer im Wasser und haben am Bug einen weißen Streifen, der sich im Wasser spiegelt. Am Abend sieht man etwa, wie ein großer Nachen mit langsamen Ruderschlägen über die glitzernde Wasserfläche kommt, wie ein später Kran noch ein paar Säcke oder Fässer mit großer, stummer Bewegung an Land holt, während die meisten ihr Tagewerk schon beendet haben und unbewegt gegen den Himmel ragen. Am Ufer stehen immer noch geduldige Angler, aus dem Maschinenhäuschen eines Hebekrans steigt ein kümmerlicher Rauch, der nur noch die getane Arbeit anzeigt, und die Schiffsleute reinigen Hände und Arme vom Tagewerk in Eimern, die sie zum Füllen an Seilen über die Bordwand hinuntergelassen haben. — Und dann erinnert sich wohl mancher Junge an der Quaimauer, daß er lange zu Hause sein sollte.

W. D.

Peter Erkelenz (Neuß) über:

„Kalifornisches Intermezzo“

Rückerinnerungen an Hollywood

NR. 2

III.

Das gelobte Land der Neuen Welt.

„God's own country“, „Gottes eigenes Land“, so nennt der Kalifornier seine Heimat und nicht ganz mit Unrecht. Sicherlich ist es eines der gesegnetsten der ganzen Erde. Der „Goldene Staat“ oder — wie die Spanier sagten — „El Dorado“, in Wahrheit ein Land des Goldes, des harten wie des flüssigen, ein Land der Zitronen, Orangen und Melonen, ein Waldbaum mit Baumriesen wie aus der Urzeit der Erde (viele standen schon, bevor die Pyramiden gebaut wurden!), ein Weinland mit Trauben von titanischer Größe, ein Land mit unerlöschlichen Bodenschätzen, wundervoll geschützten Häfen und herrlichsten Badeplätzen, ein Land des ewigen Frühlings und glücklicher Menschen! Leider aber auch ein Land der Erdbeben.

Aber ehe ich meine Leser bitte, mit mir die klassische Stadt der Erdbeben zu betreten, muß ich noch auf eine infernalische Einrichtung zu sprechen kommen, an der wir in der Nacht vorbeigefahren waren: die „Ehescheidungsindustrie“ von Reno in Nevada. Auf Grund der laxen Gesetze dieses Staates hat sich mitten in der Wüste eine der luxuriösesten und ausschweifendsten Städte der Welt gebildet: Reno, das „Paradies der Scheidungslustigen“.

Nahezu jeder, auch der wichtigste Grund wird hier von gewissenlosen Anwälten und Richtern für ausreichend erklärt, um das allen Völkern heilige Band der Ehe zu zerschneiden, sofern man nur die Tazzen erlegt und für sechs Wochen in diesem modernen Gomorra Wohnsitz nimmt. Und dafür, daß diese sechs Wochen schnell vorübergehen und mit den raffiniertesten Genüssen ausgefüllt werden können, dafür ist hier in einer Weise gesorgt, daß sich ein gewöhnlicher Sterblicher keine Vorstellung davon machen kann.

Seider muß gesagt werden, daß auch die Filmkolonie von Hollywood hier oft mit ohne Scheidungsabsicht zu Gast ist. Allerdings sind die Kirchengemeinschaften und die Frauenklubs Amerikas nicht ohne Erfolg an der Arbeit, die Standesaffären der Filmliebhaber immer mehr einzudämmen.

Es wäre — wenn schon, denn schon — viel eher zu wünschen, daß ein Erdbeben dieses Schandneß, das den traurigen Mut hat, sich in der Kellern „the biggest little town in the world“, „das großzügigste kleine Städtchen der Welt“, zu nennen, von der Bildfläche verschwinden ließe, als jene herrliche vor dem „Goldenen Tor“ an der Frisco-By gelegene Stadt des Heiligen Franziskus zu zerstören.

Aus einer der vielen spanischen Missionsstationen Kaliforniens hervorgegangen, hat diese Stadt am eindrucksvollsten und wohlthuendsten von allen Städten des amerikanischen Südwestens das Gepräge des spanischen Kultureinflusses bewahrt. Es stellt neben New Orleans, das französische Gepräge atmet, überhaupt diejenige Stadt dar, die sich entgegen den anderen Schablonenstädten Amerikas am stärksten ein eigenes Gesicht erhalten hat.

Schon der Grundriß von San Francisco ist höchst eigenartig. Mitten durch die übliche Schachbrettanlage läuft die Hauptverkehrsstraße, die Market Street, diagonal hindurch in der Weise, daß nahezu sämtliche Straßenzüge der Stadt in einem Winkel von jeweils 45 Grad in diese Hauptader einmünden, eine städtebautechnisch unerhört glückliche Lösung.

Daß im Häuserbau der altspanische Stil vorherrschend geblieben ist, wurde schon angedeutet. Was aber Frisco eine geradezu faszinierende Note gibt, ist das Colorit des fernsten Orients, das überall spürbar ist und seinen ganzen Zauber in den engen Gassen der Chinatown, des Chinesenviertels, entfaltet.

Die Straßenzüge durch die Bajare, Theater, Tempel und Aneipen von Chinatown bei Tage und bei Nacht werden mir bis an mein Lebensende unvergänglich sein. Hier ist die ganze Magie Orients aus Schritt und Tritt wirksam. Ein herrliches, emsiges Volk von alter Kultur und abgeklärtester Lebens-

weisheit hält hier inmitten des Trubels der traditionslosen amerikanischen Moderne sein Eigenleben wie auf einer abgelegenen Insel aufrecht.

Oft sieht man sie draußen am Strand vor dem Goldenen Tor mit ihren runden, abgeplatteten, aber unerhört menschlichen Gesichtern sitzen und über das Meer nach der Heimat blicken und warten, bis die Sonne im Stillen Ozean versinkt und die Nacht wie eine dunkle Decke über diesen äußersten Rand des Abendlandes nach sich zieht. Dann wird es auch langsam still auf dem dunklen Felsenland drüben, das Seal Rod heißt nach den Tausenden von Robben und Seelöwen, die dort hausen und nun im Mondlicht ihre schillernden schwarzen Leiber auf's Trockene schleppen.

Rehrt man nach Sonnenuntergang nach der Stadt zurück, so bietet die Stadtsilhouette mit den vielen bis zur Spitze erleuchteten Wolkenkratzen, den Klirren, wie mit Lichtgürteln behängten Fährschiffen und dem Laternenfunkel von Oakland ein märchenhaftes Bild. Und die Phantasie malt sich aus, wie schaurig großartig sich von hier San Francisco ausgenommen haben mag, als nach dem Erdbeben von 1906 jene fürchterliche Feuersbrunst die Stadt in Schutt und Asche legte. Wie lange mag es noch währen, bis die Katastrophe sich wiederholt und auch die neuerbaute Stadt wieder in Trümmer sinkt? Denn die Frisco Bay ist der Hauptherd der ganzen Erdbebenzone von Alaska bis zu den Feuerlandsinseln.

Der Gedanke verließ mich auch im Traume nicht. Aber als ich am nächsten Morgen in Daylight Export lag und durch die lachenden Fluren südwärts fuhr, als die Vegetation immer reicher, immer üppiger wurde und allmählich mit ihren Palmenwäldern und Drangenhainen einen völlig subtropischen Charakter annahm, da waren alle trüben Gedanken verfliegen, und ein unsägliches Glücksgefühl überkam mich, daß ich mich nun für lange Zeit in diesem paradiesischen Lande würde niederlassen dürfen.

Immer wieder kamen mir an kleinen freundlichen Städtchen vorbei, die alle aus den alten Missionsgründungen der Spanier hervorgegangen waren: San Jose, Santa Cruz, San Juan de los Reyes, San Luis Obispo und andere, im ganzen 26, alle einen Tagemarsch voneinander entfernt, am sogenannten Königsweg, dem Camino Real, der von Frisco bis nach Mexiko läuft.

Am Nachmittag hielt der Zug in dem berühmten Villenstädtchen und Seebad Santa Barbara, wo Hunderte von amerikanischen Millionären prunkvolle Besitzungen unterhalten, die ihresgleichen nur noch in Pasadena, Palm Beach oder Miami finden.

Auf dem Bahnsteig kaufte ich mir ein Exemplar der Los Angeles Times und fand darin zu meiner Freude eine Notiz, nach der eine Anzahl deutscher Filmkünstler unter der Regie von Ulrich Haupt ein deutsches Theater eröffnen hätten. Das war ein vielversprechendes Vorzeichen. Wenn es mir hier gelang, Fuß zu fassen, so konnte das ein vorzügliches Sprungbrett zum Film werden. Und so sollte es später auch kommen.

Mit größter Ungeduld erwartete ich nun das Auslaufen der Dichter von Los Angeles. Die ganze herrliche Fahrt entlang der Felsenküste von Südkalifornien interessierte mich nicht mehr. Ich braunte nur noch darauf, meinen Fuß auf den Boden des „Filmparadieses“ zu setzen und den Kampf aufzunehmen, der mir die Tore der großen Ateliers von Hollywood öffnen sollte. Endlich, punkt 7 Uhr fuhr der Zug in die Halle der Southern Pacific Station ein. Ein paar Minuten später betrat ich die Stadt, die einst von den amerikanischen Missionaren und Siedlern: Santa Maria de los Angeles, Heilige Maria von den Engeln, genannt wurde.

IV.

Das „Filmparadies“.

Los Angeles, eine Gründung des spanischen Franziskanermissionars Serra, war noch vor 50 Jahren ein unbedeutendes

Städtchen von etwa 25 000 Einwohnern, und ist heute bereits mit einer Bevölkerung mit 1½ Millionen Menschen die fünftgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und auf dem besten Wege die Zweimillionengrenze zu überschreiten.

Es ist die erste Großstadt der Welt, die verkehrstechnisch von vornherein als Automobilstadt angelegt wurde. Da in Kalifornien überhaupt durchschnittlich auf 3 Einwohner ein Automobil kommt, so ist es verständlich, daß im Umkreis von Los Angeles fast so viele Autos verkehren wie in ganz Deutschland zusammen genommen. So konnte hier von Anfang an die moderne Forderung nach Ausdehnung der Großstadt ihre Erfüllung finden.

Groß-Los-Angeles bedeckt zwischen den Abhängen des Küstengebirges und dem Meer ein Areal von 1 100 Quadratkilometern. Was das bedeutet, wird erst anschaulich, wenn man bedenkt, daß z. B. die Distanz zwischen den Vororten Pasadena und Santa Monica einerseits, oder zwischen Burbank und Long Beach andererseits fast der Entfernung Köln-Krefeld gleichkommt.

Ihr enormes Wachstum verdankt die Stadt vornehmlich dem Klima, das jährlich Hunderttausende von Besuchern anlockt, von denen viele sich für den Rest ihres Lebens hier niederlassen. Daneben haben die Filmindustrie, die Schifffahrt, vor allem aber die ungeheuren Petroleumfunde in und außerhalb der Stadt einen gewaltigen Zustrom von Menschen verursacht. Das ist alles nicht unwichtig zu wissen für den, der sich eine richtige Vorstellung von Los Angeles und Hollywood machen will.

Denn Hollywood ist keineswegs bloße „Filmstadt“ oder gar nur ein Schauspielort. Es ist vielmehr eine regelrechte Großstadt von weit über 100 000 Einwohnern, mit breiten Boulevards und mächtigen Hochhäusern, in deren Straßenbild die Filmindustrie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Im übrigen ist es nicht einmal ein selbständiger Vorort mehr, sondern ein Stadtteil und Verwaltungsbezirk von Los Angeles selber, mit dem es auch baulich vollkommen zusammengewachsen ist, trotzdem die Entfernung zwischen den beiden Stadtzentren etwa 12 Kilometer beträgt.

Völlig irtümlich ist auch die weitverbreitete Annahme, als ob die gesamte amerikanische Filmindustrie in Hollywood selbst konzentriert sei. Abgesehen davon, daß eine Anzahl Filme auf Long Island bei New York hergestellt werden, befindet sich ein großer Teil der Ateliers, Studios genannt, außerhalb Hollywood.

In Hollywood selber sind die bekanntesten die Paramount Studios, die alten Fox- und Warner Brothers-Studios, sowie Radio, United Artists und Columbia. Dagegen liegt das bedeutendste Atelier das der Metro Goldwyn Mayer Corporation, sowie Pathe und Hal Roach am anderen Ende der Stadt in Culver City, während Universal jenseits der Hollywood-Berge in Universal-City, das neue Warner Bros-Studio im nahen Burbank und das neue Fox-Atelier in Fox Hills steht.

Im ganzen gibt es ein paar Dutzend Studios mit insgesamt 140 Aufnahmehallen. Jährlich werden hier etwa 500 Spielfilme mit einem Kostenaufwand von rund 100 Millionen Golddollars hergestellt. Die Ateliers beschäftigen allein gegen 7 000 Angestellte ungerechnet die künstlerischen Kräfte. Die Zahl der eigentlichen Stars, d. h. jener Filmkünstler, deren Namen vor dem Filmtitel genannt werden, beläuft sich auf ca. 200. An Trägern konfigurer wichtiger Rollen, an sogenannten „featured players“ werden etwa 1 200 gezählt und an Kleinbildstellern gegen 1 000. Als Komparien und Statisten sind dagegen über 17 000 Personen eingesetzt, Menschen aus aller Herren Länder, aus allen möglichen Klassen und Berufen und von jedem erdenklichen Charaktertypus.

Dieser gewaltige materielle und personelle Produktionsapparat wird nun von einigen wenigen Menschen, den „film moguls“, wie sie drüben genannt werden, kontrolliert. Hier die Namen der bekanntesten, die sich fast ohne Ausnahme aus kleinsten Anfängen zu millionenreichen Herrschern der Industrie emporgearbeitet haben: Adolph Zukor, Jesse Lasky, William Fox, Carl Laemmle (aus Württemberg), Marcus Loew, Louis B. Mayer, Sam Goldwyn und die Gebrüder Warner und Schend.

Doch wie das nun einmal die Eigengeheimlichkeit der Kunst mit sich bringt, der Ruf nach gehaltvollen künstlerischen Filmen wurde auch im amerikanischen Publikum so gebieterisch, daß Hollywood nicht bestehen könnte, wenn es neben der Drogenware nicht auch Filmkunstwerke von hohem Niveau herausschickte. Wie überall bricht sich das Beste schließlich doch Bahn; denn der Instinkt der breiten Volksschichten ist im Grunde gesund, und alle Versuche, ihn zu korrumpieren, schlagen letzten Endes fehl.

Wie gewaltig die Macht dieser wenigen Film magnaten von Hollywood ist, erhellt am besten aus der Tatsache, daß ein riesiger Industriezweig (einschließlich Theaterbetrieb) mit einem Kapital von nahezu 2 Milliarden Dollar und einem Meer von über 300 000 Angestellten von ihnen abhängig ist. Angesichts solcher Zahlen scheint es nicht übertrieben zu sein, analog zur Presse von einer Großmacht Film zu sprechen.

Wie lange aber Hollywood in der Lage sein wird, den Primat auf dem Filmmarkt zu behaupten, steht dahin. Nebenfalls wird der ungeheure Aufschwung der englischen Filmindustrie Hollywood auf seinem eigenen Marktgebiet, dem der englisch sprechenden Völker, aufs höchste bedrohlich, von der künftlichen Konkurrenz des kontinental-europäischen Films ganz zu schweigen.

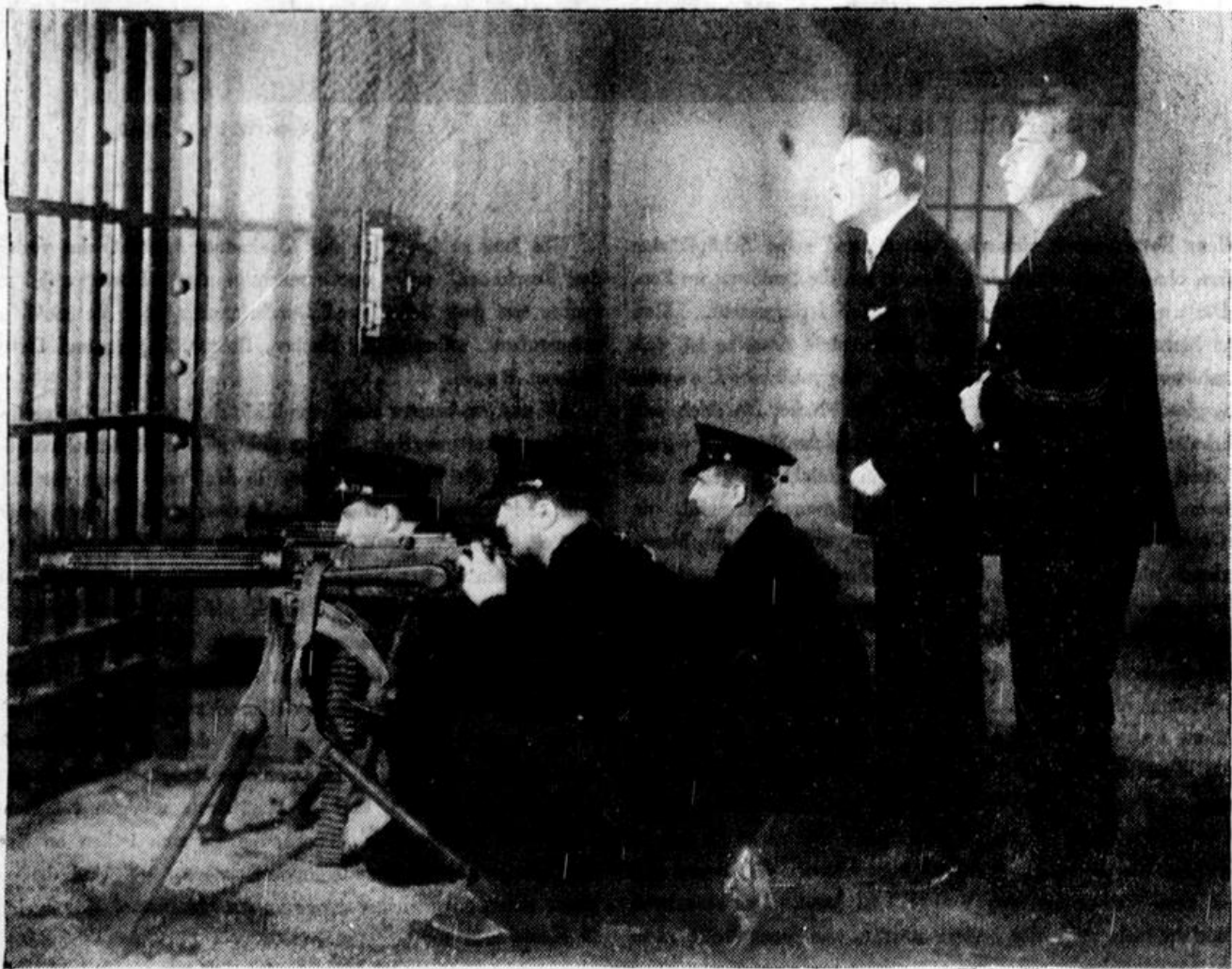
V.

Eine Galapremiere in Hollywood.

Gleich am Abend meiner Ankunft in Los Angeles ergab sich die Gelegenheit, einer der größten Sensationen Hollywoods beizuwohnen, der Welturaufführung eines Millionenfilms im Chinese Theatre am Hollywood Boulevard. Der Titel tut nichts zur Sache. Es handelte sich um einen Kriegsfilm, der mit nie dagewesenem Tamtam in Szene gesetzt wurde.

Schon bei der Hinfahrt bot sich ein überaus eindrucksvolles Bild. Hunderte von Scheinwerferstrahlen spielten über das ganze Himmelsgewölbe, während Hellametzzeuge in Leuchtschrift den Titel des Filmes verkündeten. Ungeheure Menschenmassen wälzten sich den Boulevard entlang unter dem Getöse der großen fahrbaren Dinamos, die allenthalben aufgestellt waren, um die Scheinwerfer mit Strom zu versorgen. Musikbänken und Hellametruppen mit Fahnen und Plakaten paradierten auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)



Peter Erkelenz (Zweiter von rechts) als Gefängnisdirektor in dem Film „Menschen hinter Gittern“.

Photo: Metro-Goldwyn-Mayer.

Volk feiert Feste!

Alter Brauch, geschichtliches Erinnern, religiöses Erleben vereinen sich

Wer das Volk erleben und kennenlernen will, muß seine Feste erleben. Da gehen Bauern und Bürger aus der außerlegten Reserve heraus, lassen den Fremden Fremdling sein und —

Morgen ist Schäferlauf. In Marktgrünungen. Du weißt es, ohne daß es dir jemand erzählt. Das Ereignis liegt in der Luft. Die Hausfrauen rennen mit Stücken blechen über die Straße. Die Kinder tuscheln in Gruppen. Die Bürger schleichen grüne Stranden.

Wo bloß der Kaffee heute bleibt? — Ja, mein lieber Freund, es hat niemand Zeit für dich. Das Volk ist mit sich selbst beschäftigt, hat den grauen Alltag vergessen.

Dübel-lüdel-lüdel-lüdel-lüdel! Da spielen doch Dübelsäde! Und Flöten!?

Württemberg. Darfuß stehen sie da. Startbereit in fiebernder Erregung auf das Wettlaufzeichen wartend. Sie tragen rote Röcke und weiße Mieder.

Ischmal! — Da stürmen sie auch schon über die Bahn. Die Siegerin erhält ein mit Blumen geschmücktes Schaf und eine Krone. Die Nachfolgenden bekommen Kleiderstoffe.

Dem Schäferinnenlauf folgt das Rennen der Schäfer. Auch hier gibt es einen fetten Hammel und eine Krone, dazu Mäntel, Hüte, Stiefel und Jacken.

Zum Schluß kommt der Wasserlauf der Mägde. Sie nehmen 150 Meter vor dem Preisrichterkollegium Aufstellung, gehen barfuß und tragen ein mit Wasser gefülltes Schaff auf dem Kopf, das beim Lauf nicht mit den Händen berührt werden darf.

der Hardt wird die Winzinger-Kerbe gefeiert, ein echtes frühliches Volks- und Weinfest, mit Freilichtspielen, Budenzauber, Belustigungen und allem, was dazu gehört. Herrlich ist auch das Rosenfest in Braubach am Rhein, voll tieferen Sinns der Kultur von Würzburg, Erinnerung aus der Geschichte das Kinderschützenfest in Vöhrbach, der Schwaneritz von Dinkelsbühl, der Kirchenwälder Jollenspieler bei Hamburg usw. usw.

Besondere Erwähnung verdient das Alliansfest der Fischerzunft, von Würzburg. Es wurde schon vor 1000 Jahren auf dem Main geübt. Es beginnt mit einer Prozession zum hohen Dom unter Mitnahme des Schreines vom heiligen Allian. Daran schließt sich das Fischerstechen. Es wird turniermäßig ausgetragen. Die Teilnehmer stehen lanzenbewaffnet am Bug ihrer „Me-Schellen“ (Mainboote) und versuchen einander ins Wasser zu stoßen. Wer sich bis zum Schluß im Rahn hält, ist Sieger. In der Regel nehmen acht Stecher daran teil, von denen sieben in der Hitze des Gefechts ins Wasser purzeln.

Auch der Wallensteintag in Straßund



Schwaneritz in Dinkelsbühl.

Schelme und Bösewichter! — „Dat künb wi nich!“ — Die Straßunder haben sich nicht ergeben. Wallenstein mußte unter dem Hohnblasen der vergeblich Belagerten abziehen; für die Stadt ein großer Erfolg.

Mit diesem Hohnblasen wird das Wallensteinfest in Straßund alljährlich eingeleitet. Zur Feier des Tages wird in der Kirche plattdeutsch gepredigt. Das eigentliche Fest besteht in einer Dänholmumsegelung, an der sich sämtliche Fahrzeuge beteiligen; die gesamte Fischerflotte, die Segler, Ruder- und Motorboote. Daran schließt sich ein öffentlicher Umtrunk.

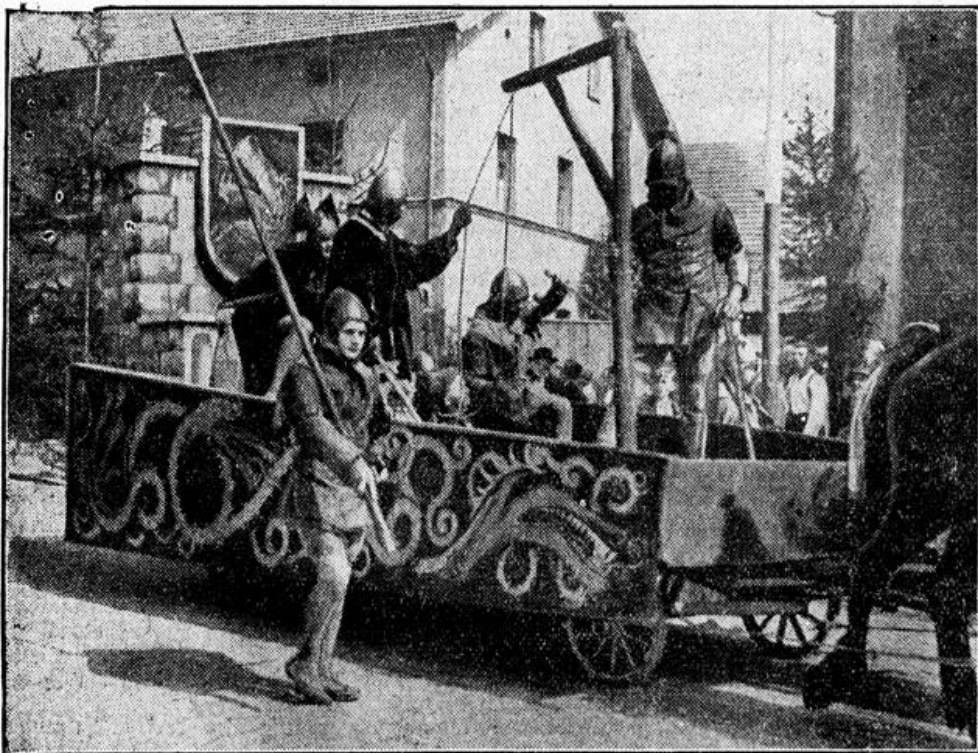
Es ist nicht nötig, weitbekannte Volksfeste mitzuerleben. Auch die kleinen, unbekannten in den Dörfern und Kleinstädten ohne klingenden Namen haben ihre Reize. Und sei es nur ein Schützen- oder Heimatfest. Urwüchsiges Volkstum wird überall dabei gepflegt. Mitunter begegnen wir ihnen durch Zufall, erleben sie und nehmen eine der köstlichsten Erinnerungen von der Reise mit nach Hause.

Sahnenritte, Bauernrennen, Ringstechen, Vogelwiesen, Schützenfeste, Burgenmärkte, Fischertage . . . Die Sommermonate, bis in den Herbst hinein, stehen in ihrem Zeichen.

Wer sie kennenlernen will, schlage den Sommerfestkalender auf und reise während der Urlaubstage von Fest zu Fest. Ihm wird das größte Glück der Freizeitsfreude beschieden sein.

Walter Schumann.

(Photos: 5 Atlantik — M.)



Schwedenpiel in Straßund.

Auf dem Marktplatz steht die Schäfer-Lapelle in uralter Tracht.

Das läßt die Gegenwart vergessen. Lebendig steht die Vergangenheit da: greifbar nahe.

Das packt, weckt seltsame Gefühle, läßt das Herz höher schlagen.

Kaleidoskopartig rollen die Bilder des Festes vorüber. Hoch zu Ross sitzt der Graf von Grönningen. Er hat einen Rauschbart und einen Ritterhelm auf der Bürde. Ihm folgen Landstrolche, die Schäfer und die

Da — das Zeichen. Die Mägde schreiten wacker voraus, balancieren das Schaff, daß kein Tropfen herausfällt.

Bums! Und doch fällt einer Magd der Rüssel vom Kopf. In der Hitze des Gefechts rutschen die Folgenden in der Wasserlache aus, fallen zu Boden, die Fässer rollen. Nur wenige erreichen das Ziel, den aufgestellten Wottich, in den das Wasser der Schaffs in geübtem Schwung hineingeschüttet wird. —

Volksspiele! Es gibt ihrer so viele



Schäferlauf in Marktgrünungen. Die Siegerin und der Sieger mit dem Preis: Krone und Hammel.

lockt Zehntausende von Zuschauern an. Er erinnert an die Belagerung Straßunds im Jahre 1628 durch Wallenstein. Da forderte eine Abordnung der Belagerten: „Ihr müßt Geld geben!“ — „Dat hebben wi nich!“ — „Dann müßt ihr unser Volk in die Stadt lassen!“ — „Dat dohn wi nich!“ — „Ihr seid

während der Urlaubstage von Fest zu Fest. Ihm wird das größte Glück der Freizeitsfreude beschieden sein.



Drachenschiff in Färth i. W.

Schäferinnen in schwäbischer Tracht, der heilige Urban, die Winzer und Winzerinnen, zwei Mädchen mit messinggefertigten Kronen, die weiße Fahne aus dem Jahre 1774 . . .

Einer Prozession gleich, wanderte der Zug zur Kirche, wo der Pfarrer das Gleichnis vom guten Hirten verliest.

Anschließend geht es zum Festplatz. Da stehen die Preisrichter in langer Front, und 300 Schritte davor die Schäferinnen aus

zur Reizezeit. Sie tragen religiösen Charakter, sind dem Brauchtum entnommen oder nehmen Bezug auf geschichtliche Ereignisse.

Wer das Volk erleben will, erlebe seine Sommerfeste. Da ist das Nutzengeben von Ravensburg. Es verfolgte ursprünglich den Zweck, die Lehrer mit handfesten Erziehungsmaßnahmen zu versehen. Später wurde es eine fröhliche Veranstaltung mit Spiel und Tanz für die Kinder. In Neustadt an



Alliansprozession in Würzburg.

Die Bagatelle / Von Fred Thurm

Hella presste die Hände in die Mantelfaschen — es regnete schauerhaft. Der Wind schlug heftig in das Gesicht, und der kleine, flache Hut, der aussah wie eine Bratpfanne und nur auf einem Ohr saß, geriet in ständige Gefahr, fortgepustet zu werden. Der silbergraue Regenmantel spiegelte sich im nassen Asphalt. Hella schaute der Pfützen nicht, sondern hing ihren Gedanken nach. Wieder war sie bei dem einen, immer wiederkehrenden Punkt angelangt: Walter Berger! Sie hatte ihn vor zwei Wochen in dem Café, in dem sie jeden Tag auf ein Stündchen einkehrte, kennengelernt. Er war jung, hübsch und konnte geistreich sein. Aber — und hier war ein „aber“ nicht zu umgehen — dann geschah es mit jener überlegenen Geste, als wenn er sagen wollte: „Ja, siehst du, das bin ich!“ Anfangs hatte Hella diese Überlegenheit übersehen, aber als sich diese Charaktereigenschaft wiederholte, fiel sie ihr unangenehm und störend auf. Wurde sie dann ironisch, sah Walter Berger sie fragend an. Er hatte wohl nicht begriffen, daß es dieser Umstand, eigentlich eine Bagatelle, war, die sie hinderte, ihm näherzukommen. Es war ihr, trotz seines vorzüglichen Äußeren und der Wärme seiner Stimme, nicht möglich, ihm auch nur einen Schritt entgegenzukommen. Hella wollte dieses Thema gerade weiter ausdehnen, als sie einen derben Stoß erhielt und einen stechenden Schmerz in den Beinen fühlte, dann schwanden ihre Sinne.



Zeichnung: Krusch

Der Arzt richtete sich auf. „Schenkelbruch. Leichte Gehirnerschütterung. Legen Sie die Patientin auf Station zwei!“

Die Schwester nickte. Sie blickte in das weiße, schmale Gesicht Hella. „Armes Ding! Sie war direkt in das Auto hineingelaufen. So jung und so verträumt, oder war es Absicht?“

Nicht lange Wochen voll Schmerzen und Einsamkeit lagen hinter Hella. Sie ertrug das Leben im Krankenhaus nur schwer. Ihre Selbstständigkeit, ihre Freiheit schienen ihr. Diese dumpfe und behinderte Atmosphäre machten es ihr unmöglich, einen festen Gedanken zu fassen. Als man ihren seelischen Zwiespalt erkannt hatte, befestigte man an ihrem Bett ein Radiogerät. Es trat eine Änderung in Hella's Wesen ein. Ihre Züge bekamen etwas Erleichtertes, Ruhigeres. Nur wenn es auf die vierte Nachmittagsstunde zuging, röteten sich Hella's Wangen wie im Fieber, unruhig zuckten Hände und Augen. Erst als dann das Gerät das Vesperkonzert wiedergab, hob ein tiefer Atemzug ihre Brust. Lächelnd schloß sie dann die Augen und lauschte, lauschte der Stimme des Sängers! Und dann ersah sie das Ende eines jeden Musikstückes von neuem mit der tiefen Inbrunst, deren nur große Liebe fähig ist, um die Stimme wieder zu hören. Diese weiche Stimme hatte Hella's Einsamkeit in das Gegenteil gewandelt — in einen Vulkan! Und bewußt überschritt sie die Grenze der Wohl-erzogenheit, die einer jungen Dame zukommt, und schrieb an den Besitzer dieser Zauberstimme. Sie schrieb von ihren einsamen und doch nicht einsamen Stunden, ihrer Krankheit und ihrer Sehnsucht nach einem Menschen. Sie schrieb von dem Bekannten Walter Berger, den sie ganz gut leiden konnte, aber die leidige Bagatelle ... na ja, sie hörte eben! Sie schrieb, als wenn sie den Empfänger lange, lange schon kannte, sie schrieb ein Bekenntnis.

Hella wartete auf Antwort. Tage, Wochen. Sie glaubte an diese Stimme!

Als ihr eines Tages, sie lag seit einigen Tagen im Einzelzimmer, Besuch angelagert wurde, ruckte ihr Körper in die Höhe. Es war — Walter Berger! Langsam fiel ihr Kopf in die Kissen. „Sie?“

Sie fühlte zwei warme Lippen auf ihrer Hand und duftende Blumen in ihrem Arm. Sie lächelte schon wieder und fragte nach diesem und jenem. Walter Berger saß auf ihrem Bett. „Ist es Ihnen hier nicht langweilig?“

„O nein, ich habe Radio!“

„Was ist das schon! Meistens blöde Programme!“

Hella blickte ihn an. „Sie irren. Die Auswahl, die ich treffe, ist sehr interessant.“

Der Besucher lachte. „Aber Sie sind ja ganz verliebt in diesen Kasten oder ...“

„... gar nichts oder! Spotten Sie nicht. Hören Sie sich zum Beispiel einmal die Vesperkonzerte an.“

Walter Berger stand auf. „Na, dann lassen Sie sich nur weiter verzaubern.“

Hella blickte zur Seite auf die Uhr. Eine Minute vor vier Uhr. Sie überfah die Hand des Besuchers, der sich verabschieden wollte und beistellte sich, die Kopfhörer zu ergreifen und an Ort und Stelle zu befestigen. Walter Berger studierte das gerötete Gesicht, wartete. Hella's Gesicht verriet ungeheure Spannung, dann — was war das — sank der Kopf in die Kissen, die Augen waren geschlossen, und unter den Lidern verteilte eine Träne über die Wangen. Walter Berger beugte sich über die lautlos Weinende. „Aber, aber, was ist denn, ist er heute nicht da?“

Hella fuhr auf, starrte den neben ihr Sitzenden ratlos an. „Wer? Was wissen Sie? Wen meinen Sie?“

Walter Berger ergriff ihre Hände und streichelte sie. „Sei lieb, reg dich nicht auf. Ich werde dem Ansager befehlen, daß er pünktlich wie immer seinen Dienst zu tun hat — sonst weint das kleine Mädchen um ihn, nicht wahr?“

„Du kennst ihn?“ In der Aufregung wurde es Hella nicht gewahr, daß der Mann und sie sich das vertrauliche „du“ gestatteten.

Walter Berger nickte. „Natürlich. Er ist ein Freund von mir.“

Hella schmeigte sich an ihn. „Erzähle doch, wie sieht er aus, wie alt ist er, was hat er für Augen?“

„Aber Mädel, nicht so fürnisch. Also das Porträt ist ganz naturgetreu, wenn ich sage: jung, hübsch, angenehmes Äußere. Abgesehen hat er heute frei, weil er sich verloben will!“

Hella's Hände verkrampften sich in die Bettdecke. „Verlobt? Wer ist sie?“

Der ewige Hof / Von J. Schröghamer-Heimdal

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“
Wie ein Blitz traf mich der Satz. Daß ich zusammenzuckte. Und der Satz ließ mich nicht mehr los. Denn auch er selbst steht als eine Unwahrheit in der Ewigkeit. So tief, ernst und wahr weiß ich mir kein Diktatwort, keinen Weisenpruch. Wie der Herrreim eines Bauernhochzeles, zu dauerndem Gedächtnis geprägt, senkt sich der Satz in die Seele und behauptet dort als Satz über allen Sätzen sein ewiges Heimatrecht:

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“
Wahrhaftig, es ist so! Fest wie ein Felsblock steht der Satz — und der Hof. Sein Ort ist in der Ewigkeit: in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, im ewigen Leben des Volkes.

Wie wahr das Wort ist, wissen wir erst, wenn wir Umschau halten im Menschenwert, das wohl auch in der Ewigkeit stehen möchte, da es sich so erhaben dünkt über den Hof, den niemand achtet. Was steht denn von diesem Menschenwert in der Ewigkeit? Eine Kaufmannsfirma? Ein Fabrikunternehmen? Eine technische Einrichtung? Ein Staatswesen?

Nichts von allem Menschenwert steht in der Ewigkeit.

Nur der Hof steht in der Ewigkeit.

Der Hof — hundert Höfe, tausend Höfe, zehntausend Höfe, hunderttausend Höfe stehen in der Ewigkeit. Die Höfe des Volkes.

Wenn eine Firma fünfzig oder hundert Jahre des Bestehens hinter sich hat, brühet sie sich breit in allen Zeitungen, als wäre ein belles Wunder, daß sie der Strudel der Zeit noch nicht verschlungen hat.

Aber der Hof, die hundert, die tausend, die zehntausend, die hunderttausend Höfe im Land schreiben nichts in die Zeitung, obwohl sie auf tausendjährigen Grundmauern stehen. Was sollen sie auch in der Zeitung? Zeitung ist Zeit und fährt dahin. Aber der Hof steht und bleibt. Steht und bleibt in der Ewigkeit.

Was ist ein Mensch gegen den Ewigkeitshof?

Wenn einer siebzig, achtzig oder gar hundert Jahre auf dem gebeugten Rücken hat, kommt er wieder groß in die Zeitung, und alle Welt wundert sich über ein solches Alter.

Wer aber wundert sich über den Ewigkeitshof? Niemand. Weil er nicht in die Zeitung kommt, obwohl er mit tausend Jahren noch ungebeugt dasteht und noch eine Ewigkeit stehen wird.

Der Hof schweigt und wird totgeschwiegen. Schicksal alles Ewigen ...

Es ist not, den Mann des Schweigens um den Ewigkeitshof einmal zu brechen und sein Wesen einmal in die Hölle zu rufen.

Was ist es denn eigentlich um den Hof, von dem der Hochgefang rühmt, daß er in Ewigkeit steht?

Antwort raunt aus Wiesengründen und Feldbreiten, die ihn umgeben: Korn, Brot, Milch, Fleisch, Wein. Und der Wald hinter dem Ewigkeitshof schauert auf: Span zum Licht, Eiche zum Feuer, Stämme für Stuben ...

Der homo prosaicus versteht das Kaufen und Kaunen und überseht sich's auf seine Weise: Wohnung, Nahrung, Kleidung. Alles, was der Mensch zum Leben braucht, gibt der Hof. Das ist richtig. Ohne den Hof verhungern wir alle.

„Der Hof ist viel mehr“, blüht es aus der Himmelsbläue.

Der Hof ist einfach alles. Wiege und Heimat des Volkes, Lehrmeister alles Menschlichen, Hortwahrer der Väterart, Lieb und Liebe, Hebelstimm und Märchengemüt, Lebensstunde und Todesberachtung — alles was das Leben lebenswert und das Sterben tröstlich macht, wurzelt im Ewigkeitshof.

Wenn in den großen Städten des Landes die Kaufleute, die Staatsmänner, die Gelehrten, die Künstler in der Reihe ihrer Ahnen zurückforschen, so stoßen sie letzten Endes immer auf einen Ewigkeitshof, der ihrem Ahnherren Wiege war.

„Ein nettes, ganz allerliebtes Mädchen, das ihn sehr gerne hat. Außerdem ist sie wirklich hübsch. Wird mal ein gutes Paar! Er freut sich riesig, sie bald zu heiraten.“

Hella's Stimme klang ironisch, aber zitterte leicht. „Du scheinst dich ja sehr für sie zu interessieren?“

„Und ob!“

„Ein schöner Freund bist du! Schäm dich!“

Walter lachte. „Darf ich meinem Freund etwas bestellen?“

„Ja! Er soll es nicht wagen, mir auf meinen Brief zu antworten! Kein Wort will ich von ihm haben!“

Hella wandte ihr Gesicht zur Wand.

„Hättest du auch sicher nicht bekommen, Liebes. Mein Freund erledigt solche Sachen, als Mann von Welt, nur persönlich!“

Hella schmeckte herum. Ihre Augen blühten latent-lustig. „Er soll es nicht wagen herzukommen. Er soll seine Verlobte besuchen, dieser ... dieser ...“ Und schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen.

Walter Berger legte seinen Arm um ihre Schulter und zog sie sanft an sich. Seine Lippen lagen an ihrem Ohr. „Er ist aber nun doch schon bei seiner Verlobten! Wird er nun rausgeschmissen?“

Hella riß die Augen auf. Sie konnte nicht sprechen.

Walter lächelte verschmitzt.

„Ja, siehst du, gewußt hast du es nicht, wer ich war — aber im Unterbewußtsein magst du gehört haben, daß zwischen dem Mann mit der „Bagatelle“ und dem Ansager mit der Zauberstimme eine Verbindung besteht. Sonst hättest du wohl niemals an mich geschrieben. Und indirekt hast du damit Erziehungsarbeit geleistet. Die geistreiche „Bagatelle“ war ein Produkt meines Berufes. Und nun ...“

„Du ... bist ...“

Walter Berger neigte sich über ihre Lippen. „Ja, Liebes, ich bin dein Traum im Radio, der Empfänger deines Briefes und der glückliche Besitzer einer reizenden, gänzlich verliebten jungen Dame!“

Der Kern aller Kunst, die Würze aller Weisheit, die Tiefe jedes Lebensstreiches hat Heimat im Ewigkeitshof. Die Fürsten wußten noch, ihres Ursprungs und ihres Stammbaums eingedenk, daß der Hof ihnen alles war. Hof und Volk. Gleiche unter Gleichen. Erst als sie den Hof in die Stadt stellten, wo kein Platz für Höfe ist, untergruben sie seine Ewigkeit. Verhängnis: Sie hielten noch Hof, aber diese Höfe hielten sie nicht mehr. Auf dem Asphalt geht jede Eiche ein.

Der Ewigkeitshof steht draußen im Freien. O wundervolles Wort! Freiheit, Freude, Frieden. Alles eins: Wir gehen ins Freie — zum Ewigkeitshof. Dort wächst er aus dem Boden wie Baum und Fels, steht in der Landschaft wie ein Selbstverständliches.

Alles Ewige ist selbstverständlich.

Nur versteht man es nicht, weil es so selbstverständlich ist, so wie man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.

Was gilt ein einzelner, ein Mensch, ein Geschlecht gegen den Hof? Wenn der Hof nicht in der Ewigkeit steht, fällt das Volk und ist nicht mehr. Alles ist um des Hofes willen. Er allein muß bleiben, wenn alles wandelt. Sie halten Hochzeit, damit der Hof wieder Erben und Betreuer habe. Sie tragen das Kindlein zur Taufe und stellen sich schon vor, wie es auf dem Hof einmal werden wird. Sie legen sich so leicht in den Tod, wenn sie gewahr haben, daß der Hof nicht gefährdet ist.

Der Hof muß sein, damit die Sippe sei.

Der Hof steht in der Ewigkeit.

Volk steht in der Ewigkeit — durch den Hof.

Tausend Jahre steht er schon und mehr. Krieg hat ihn verheert, Not hat ihn verzehrt, Brand hat ihn vernichtet, Pest hat ihn entvölkert. Wie durch ein Wunder wuchs er immer wieder aus den alten Grundmauern zur Siebelhöhe mit dem alten Wetterkreuz.

Volkes Heimstatt ist und bleibt der Hof.

Wenn alles andere vergeht, hier ist ewiges Geborgenheit.

Die Wanduhr in der alten Bauernstube weiß es: Sie tickt es und tackt es über die Wiege des Stammhalters in die Stille der Stube:

„Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Tröstlich, unvergänglich dröhnt es mir der Dreschflut aus den Scheunen her: „Der Hof steht in der Ewigkeit.“

Amen!

Jahrgang 1935 — in Gips

Im Gymnasium zu Lexington (USA.) wird in diesem Jahre fleißig modelliert: Von sämtlichen Schülern der Anstalt, 608 an der Zahl, werden Porträts aus Gips hergestellt, wobei sich die Knaben gegenseitig abtonterfeien. Die Idee zu diesen Massenplastiken geht vom Magistrat aus, der, falls sich ein später berühmter werdender Mann unter den Knaben befindet, rechtzeitig ein Abbild des Genies haben will. Warum der Magistrat aber nun glaubt, daß gerade unter den Schülern des Gymnasiums das Talent sich offenbaren soll und die Gemeindeschule keine Aussicht auf Produktion eines großen Mannes hat, das bleibt unerklärt.

Rauhe Sitten

Bei einer Wahlversammlung in Dakota (USA.) entstand um einen der Redner durch der Freilichttribüne wilder Lärm. Man verbot ihm durch Geheule das Wort, aber der Eifrige ließ sich nicht beirren. Vollziffen wahrten ihm die Redefreiheit, aber da entsann sich ein guter Bürger der alten rauben Sitten des Westens. Er lief nach Hause, holte sich einen Lasso, warf ihn dem gerade im besten Zuge stehenden Agenten mit der Schlinge um den Hals und machte ihn sprachlos. Als die Polizei befreit eingegriffen hatte, war der Angegriffene endlich zu der Überzeugung gekommen, daß er genug gesprochen hatte, und zog sich zurück.

Raketen gegen Hochgewitter

Wetterschießen vertreibt Hagel — Glocken sind des Unwetters Feind
Uralter Brauch in modernem Gewande



Die Rakete steigt in etwa 1000 Meter Höhe, explodiert dort und zerstreut die angesammelten Hagelwolken.

Millionwerte werden alljährlich in Deutschland durch Hagelschlag vernichtet, seit Jahrtausenden schon. Besonders in Süddeutschland, wo alljährlich ein bis sechs Prozent der angebauten Acker verheget, was einen Schaden von 60 bis 70 Mark je Hektar bedeutet. Wie sich das im besonderen auswirkt, beweist eine alte Hagelstatistik. Danach erlitten in den Jahren 1883 bis 1890 die 123 hagelgefährlichsten Kreise Deutschlands einen Schaden von 95 814 000 Mark, die hagelsichersten einen solchen von 18 663 000 Mark. Darunter wurden am schwersten betroffen:

Greifenhagen, Saahja,	
Wörth u. Angermünde	6 327 000 M.
Schweidnitz, Neumarkt,	
Breslau	4 605 000 "
Neustadt (O.S.) u. Reiche	3 030 000 "
Düren, Guskirchen, Berg-	
heim und Köln	3 618 000 "
Schwey, Rulm, Grau-	
denz und Rosenburg	3 311 000 "
Leobschütz u. Ratibor	2 943 000 "

Eine unheimliche Statistik ist das, erfüllt von Zahlen, die dem Stadtbewohner die furchtbaren Wirkungen der Gottesgötter „Hagel“ erst zum Bewußtsein bringen. Seit Jahrhunderten sind die Menschen bemüht, dem Unwetter alle Schrecken zu nehmen. Doch alle Methoden waren unzulänglich

und brachten nicht den gewünschten Erfolg. Neuerdings versucht man in Süddeutschland, die Hochgewitter mit Raketen zu beschleichen. Man jagt Völlerschüsse in das Wolkenmeer und bewirkt dadurch eine auflösende Wirkung, die den Hagelschlag weniger gefährlich macht.

An und für sich ist das Wetterschießen keine neue Erfindung. Nur die Verwendung von Raketen ist neu. Die Anwendung von Pulver hat sich allmählich aus dem Brauchtum entwickelt. Die primitiven Urwölfer blickten und deuteten: „Der Hagel ist der Ausfluß des Zornes beleidigter Götter; wir müssen sie versöhnen, ihnen Altäre bauen, Opfer darbringen und beten“, oder „Der Hagel ist der Angriff böser Dämonen; wir müssen uns vertei-

digen, müssen sie beschleichen, ihnen mit Geschrei und Lärminstrumenten entgegenreten.“

Also die Heiden. Und die Christen? Auch sie unterschieden zwischen dem Gott gefandten und dem Teufel heraufbeschworenen Gewittern. Um sie abzuwehren, veranstalteten sie

und brachten nicht den gewünschten Erfolg. Neuerdings versucht man in Süddeutschland, die Hochgewitter mit Raketen zu beschleichen. Man jagt Völlerschüsse in das Wolkenmeer und bewirkt dadurch eine auflösende Wirkung, die den Hagelschlag weniger gefährlich macht.

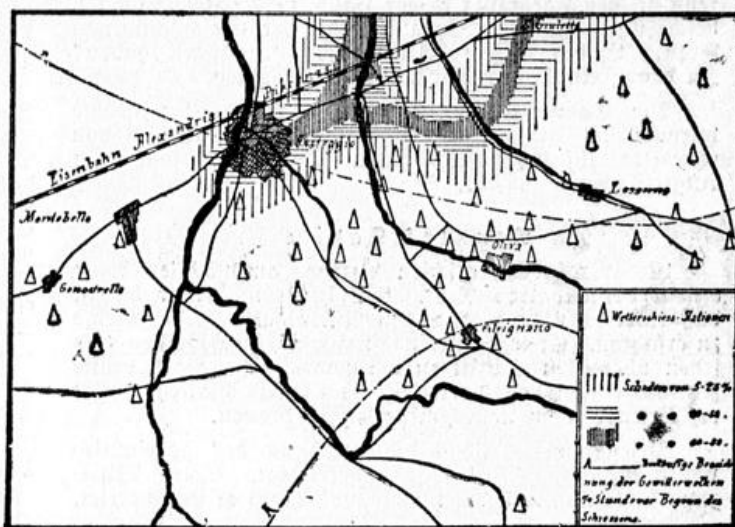
An und für sich ist das Wetterschießen keine neue Erfindung. Nur die Verwendung von Raketen ist neu. Die Anwendung von Pulver hat sich allmählich aus dem Brauchtum entwickelt. Die primitiven Urwölfer blickten und deuteten: „Der Hagel ist der Ausfluß des Zornes beleidigter Götter; wir müssen sie versöhnen, ihnen Altäre bauen, Opfer darbringen und beten“, oder „Der Hagel ist der Angriff böser Dämonen; wir müssen uns vertei-

digen, müssen sie beschleichen, ihnen mit Geschrei und Lärminstrumenten entgegenreten.“

Also die Heiden. Und die Christen? Auch sie unterschieden zwischen dem Gott gefandten und dem Teufel heraufbeschworenen Gewittern. Um sie abzuwehren, veranstalteten sie

man als eine Grundbedingung des Erfolges. Wenn der Donner tief im biden Gewölbe dumpf ertönt, wenn sich das Gewitter nicht gleich in milden Regen auflöst, dann ist der kritische Augenblick gekommen. Zu spätes Schießen schadet.

Ein zweiter beachtenswerter Punkt beim Wetterschießen war der Ort. In Neubauern schoß man vom Turm aus, in der Kiblinger Gegend stand das Schieß-



Wetterschießen in Casselgia vor dem Hagelfall am 30. August 1899. Das geschützte Gebiet blieb verschont.

kommando auf einem Berge, in Minisbach erachtete man die Viber als die geeignete Stelle u. s. f. Zur wirksamen Unwetterbekämpfung kamen lediglich die Höhen in Betracht. „Je höher, je besser!“

Diese alte Erfahrung hat man sich auch bei der Anwendung der Raketen zunutze gemacht. Allerdings hat man hierbei derart gute Erfahrungen gemacht, daß selbst vom Tale aus große Höhen erreicht werden. Als Ziel wählt man nie die Wolkenmitte, sondern versucht aus dem Massiv von der Seite her ein Stück abzutrennen. Allerdings hat das Wetterschießen nichts mit Wundern zu tun, sondern beruht auf physikalischen und mechanischen Vorgängen, hat also einen sehr realen Hintergrund. Die Wetterwolken werden durch die „Beschleichen“ zerstört, ihre Entladung so hintangehalten. Bei dem Wetterschießen der letzten Jahrzehnte hat sich jedenfalls gezeigt, daß die Zerstörung der Wetterwolken sehr wohl einen wirksamen Schutz vor Unwetterbeschäden bilden kann. Die Methoden wechseln mit der Zeit; heute setzt man viele Hoffnungen auf die Raketen.



Wetterschießhäuschen aus dem Jahre 1899.

ten sie Stitzgebete, Prozessionen, Flurumgänge und richteten Wetter- und Schauerämter ein; andererseits sahen sie sich nach geeigneten Fürsprechern im Himmel um, die den Allmächtigen veranlassen sollten, dem Bösen das Handwerk zu legen. Man dachte sogar daran, den lärmenden Wettermächten ebenfalls mit Lärm entgegenzutreten.

Von den Glocken erzählte man, daß ihnen die Heren spinnefeind seien, weshalb sie als besonders wirksam im Abwehrkampf in die tönende Wehr aufgenommen wurden, nicht nur von der Kirche gesegnet, sondern auch mit fröhlichen Sprüchen beschworen, dann gewaschen, getauft und gefalbt. Bei der Weihe des Wassers und Salzes zur Glockentaufe betete der Priester: „daß überall, wohin ihr Schall dringt, weit zurückweicht die Macht der Mitternacht, der Schaden des Donners, die Verheerung des Unwetters und jeglicher Sturmwind.“

Darum schätzte man die Vorbacher Glocke sehr hoch ein, weil sie drei Begebenheiten weit hörbar war. Um die Wirksamkeit der Glocken zu zerstören, trachteten die Zauberer und Heren danach, durch Mauerbrüche, Steinwürfe, Unterwackungen der Kirchtürme die Glocken für immer verstummen zu machen oder, um ihnen wenigstens den Klang zu rauben, rissen und bissen sie Stücke aus dem ehernen Mantel.

Bei der sogenannten Taufe bekam die Glocke auch einen Namen, gewöhnlich den eines Kirchenpatrons, eines Wetterherrn oder einer Wetterfrau. Der beliebteste Name war Susanna. Mächtig tö-

auf viel größere Entfernung gehört als Glockenlang. So trat an Stelle des verbotenen Wetterläutens als Ersatz das Wetterschießen, zuerst in der Steiermark, in Kärnten und Tirol. In Palu sagte man, ein Wettergebe nach, wenn man gegen die Wolken schieße. Im Lutenberger Bezirk schoß man von eigens dazu eingerichteten Türmen, und zwar nicht nur mit Mörsern, sondern auch mit Büchsen.

Daß auch beim Wetterschießen der Aberglaube Triumphe feierte, versteht sich. Weisprüche und Bannflüche spielten eine große Rolle dabei: „Fleisch, fleisch Herobias, deine Mutter ist eine Heidin, gottverdammt und durch des Erbsäters Blut gefesselt!“ Im Eaterlande schoß man mit Broktrumen auf Wetterwolken oder mit aus Erbsilber gegossenen Äugeln: „Da fällt die Here tot herunter.“ In Altenburg wurden verrostete Hufnägeln in die Böller geladen; in der Oberpfalz lud man in den Stutzen eine geweihte Äugel mit einem Lufazettel. „Eine solche Äugel ist der wahre Herentod“, heißt es, „sie trifft sieben der Unheilvollen auf einmal.“

In der Zeit von 1754 bis 1817 war das Wetterschießen im Innviertel und in der Mangfallgegend ein allgemein geübter Brauch. Er wurde von allen amtlichen Stellen gutgeheißen. Die bayerische Akademie schrieb damals sogar ein Preisanschreiben über den Wert des Wetterschießens aus. Verboten wurden in der Hauptsache Kanonen. Dabei gab es sogar ein richtiges Schießreglement, in dem es heißt: „Früh- und rechtzeitiges Schießen erachtet

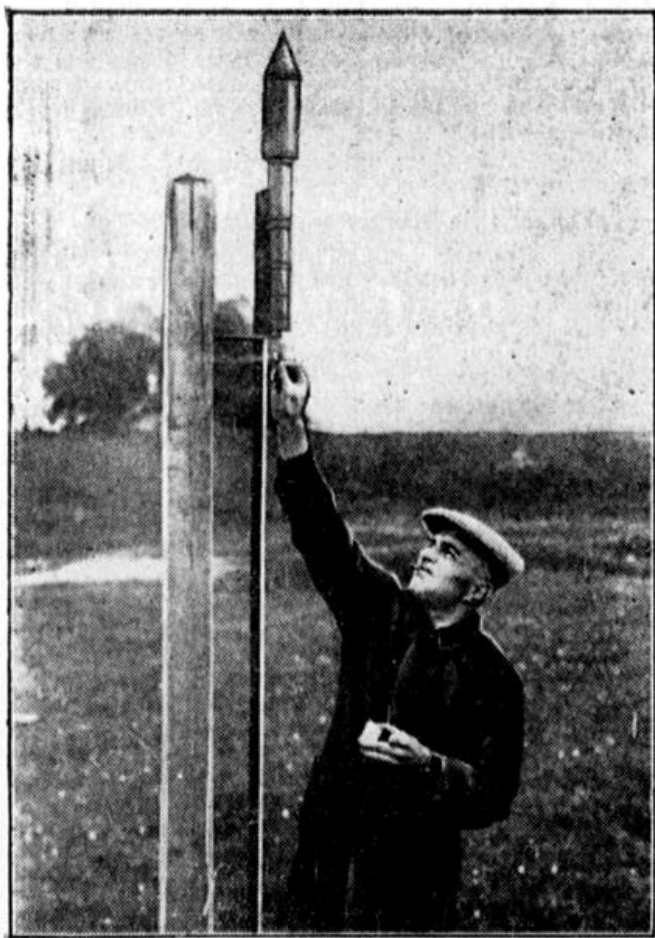


Der Mesner soll wetterschlagen.

Aufnahmen: Atlantic (4), Zeichnung: Krusch (1) M.

Kampf dem Hagel und Unwetter! Ob es jemals gelingen wird, dem Unheil aus der Höhe wirksam zu begegnen? Seit Jahrtausenden träumt die Menschheit davon. Zur Stunde müssen wir uns noch fast ohnmächtig vor den Naturgewalten beugen.

Walter Schumann.



Die Raketenlinie wird entzündet.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

12. Fortsetzung.

Der Vormittag verging, ohne daß etwas geschah. Der Gegner ließ sich kein einziges Mal blicken. Auf Geheiß des Kapitäns hatte der Sergeant das schwarze Holzkreuz mit Benzin übergossen und angezündet. Das Feuer diente ihnen zum Kochen der Kartoffeln. Es war keine alltägliche Speise, die Fernanda an den Flammen des Kreuzes zubereitete. Als Topp diente eine leere Benzinfanne.

Die beiden Männer, die in der letzten Nacht kaum ein Auge geschloffen hatten, legten sich nach dem Essen ein wenig zur Ruhe. Fernanda übernahm die Wache. Während sie, den Karabiner in der Hand, in die Ferne spähte, beschäftigten sich ihre Gedanken mit der verschwundenen Frau. Wohin mochte sie den Weg genommen haben? Zu dem Feind? Es war kaum anzunehmen.

Die Sonne hinter den fernen Hügelketten glühte purpurn. Und gleich danach sahen sie Dutzende von Gestalten auf sich zuschwärmen. Der Feind war zum Angriff übergegangen.

Neuntes Kapitel

Wie verabredet, erschien Briener am nächsten Tage erneut bei Albatros Noel. Enttäuscht mußte er hören, daß Noel es nicht gelang, den Aufenthaltsort der Geige zu erfahren. Er legte Briener nahe, sich zu gedulden und jeden überflüssigen Schritt zu vermeiden. Er, Noel, müsse jetzt auf einige Tage verreisen; nach seiner Rückkehr hoffte er, Briener schon neues mitteilen zu können.

Briener verließ das düstere Haus des geheimnisvollen Albatros Noel sehr unzufrieden. Seine Bitte um Hilfe sagte ihm, daß Noel mehr wußte, als er ihm verriet.

Eine Weile überlegte Briener, was er im Augenblick anfangen sollte. Eigentlich gelüstete es ihn nach einiger Zerstreuung. Die Wochen im Gefängnis waren nicht gerade kurzweilig, und er besaß jetzt genügend Geld. Trotzdem entschloß er sich, auf einen Bummel zu verzichten. Gegenüber Noels Wohnung befand sich eine Kneipe. Briener betrat das Lokal und ließ sich an einem Tisch nieder. Von seinem Platz aus konnte er den Eingang der finsternen Mietskaserne überblicken.

Er trank schon das zweite Glas Bier, als er auf einen Mann aufmerksam wurde, der im dunklen Tor des Nachbarhauses stand und zur Kneipe hinüberstarrte. Brieners Herz begann heftiger zu klopfen. Doch gleich danach hatte er seine Geistesgegenwart wiedergewonnen. Er zahlte und verließ das Lokal.

Langsam ging Briener die Straße entlang. Plötzlich ließ er seine Handtasche fallen. Als er sich bückte, um sie aufzuheben, sah er, daß der Mann, der aus dem Haus zum Tor zu gleicher Zeit stehen blieb.

Daß der Verfolger nicht zu seiner Verhaftung schritt, gab Briener die Gewißheit, der Mann sei nicht von der Polizei! Also mußte er einer von Noels Leuten sein. Dieser Umstand verstärkte Brieners Mißtrauen gegen seinen Verbündeten. Warum ließ er ihn beobachten? Ein Plan reifte in Briener.

Er ging ohne Gite in ein Kaffeehaus. Dem Eingang den Rücken kehrend, setzte er sich nieder und sah in dem großen Spiegel gegenüber, wie sein Verfolger gleich nach ihm eintrat. Er nahm einige Tische hinter Briener Platz und vertiefte sich scheinbar in eine Zeitung. Allein, Briener sah im Spiegel, wie er durch eine Spalte seines Blattes ihn ständig beobachtete.

Glücklicherweise kannte Briener das Lokal, in dem er sich befand, genau. Es erleichterte seinen Plan. Er blickte mehrere Male auffällig zur Uhr, als erwarte er jemand, und sagte recht laut zum Kassierer:

„Herr Ober, wenn zwei Herren nach einem Herrn Krause fragen, zeigen Sie ihnen meinen Tisch!“

Brieners kleiner Trick hatte Erfolg. Der Mann mit der Zeitung erhob sich und schritt zur Telephonzelle. Durch Brieners Worte irreführt, wollte er Hilfe verlangen, um auch die beiden Männer, mit denen Briener sich traf, auszusperren.

Für Briener war es Zeit, zu handeln. Er sah im Mantel am Tisch. Er legte jetzt seine Handtasche auffällig auf die Marmorplatte und schritt dem Büfett zu. Neben diesem befanden sich vier Türen: aus einer lugte das Gesicht des auf den Anschluß wartenden Verfolgers; er beruhigte sich, als er wahrnahm, daß Brieners Tisch mit dessen Handtaschen belegt war und dieser dem Waschraum zuschritt. Allein, Briener tat, als die Wirtin des Mannes in der Telephonzelle ihn nicht mehr erreichen konnten, als hätte er sich in der Tür geirrt, und trat in die Küche. Von hier gelangte er auf die Straße, wo er sofort einen Wagen anhielt.

Wenige Minuten später befand sich Briener vor dem Haus von Albatros Noel. Ungefähr eine Stunde wartete er im Schatten eines Baums, dann sah er Albatros Noel aus dem Haus treten. Es war bereits dunkel. Aus dem Verfolgten wurde ein Verfolger.

Briener ließ Noel nicht aus den Augen. Dieser hielt bald eine Autodroste an und stieg ein. Sofort winkte auch Briener einen Wagen heran. Er befahl dem Chauffeur, der Tare vor ihnen zu folgen. Da Noel eine kleine Koffertasche bei sich hatte, nahm Briener an, daß sein Ziel ein Bahnhof war.

Es war der Anhalter Bahnhof, vor dem Noels Autodroste hielt. Auch Briener sprang aus dem Wagen. Er folgte in einiger Entfernung vorsichtig Noel. Albatros

trug Noel schritt auf den Fahrkartenschalter zu. Sofort stand Briener neben einem jungen Burschen, der nach Verdienst spähend in der Halle herumlungerte.

„Gehen Sie diesem Herrn nach“, sagte Briener hastig und wies auf Noel, „wenn es Ihnen gelingt, zu erfahren, wohin er die Fahrkarte löst, bekommen Sie einen Zaler.“

Der Bursche ließ es sich nicht zweimal sagen. Briener sah, wie er sich hinter Noel anreihete. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück.

„Nun?“ fragte Briener ungeduldig.

Der andere hielt grinsend seine offene Hand ihm entgegen. Erst als er das harte Silberstück auf der Handfläche fühlte, sagte er: „Er löste eine Fahrkarte nach Prag.“

Briener eilte an die Tafel mit den Abfahrtszeiten der Züge. Er konnte sich überzeugen, daß ein Schnellzug nach der tschechischen Hauptstadt in zwanzig Minuten abfuhr. Briener überlegte nicht lange. Sein Gefühl sagte ihm, daß Noels Reise mit der Geige irgendwie zusammenhing. Briener besaß seit gestern einen Paß. Es war ein polnischer Reisepaß und lautete natürlich nicht auf Brieners Namen. Doch es war ein echter Paß — er wurde im Wartesaal des Bahnhofes einem polnischen Arbeiter entwendet —, und das Photo hatte sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Briener.

Und darum überlegte Briener nicht lange; er ging an den Fahrkartenschalter und löste eine Karte dritter Klasse nach Prag.

Als er schon im Zuge saß, und dieser sich bald danach in Bewegung setzte, konnte sich Briener eines Schmunzels nicht erwehren. Wenn Noel ahnen könnte, daß er hinter ihm her war, und dazu noch mit Noels eigenem Geld!

Das Lichtermeer der Weltstadt blieb allmählich zurück.

* * *

Als die drei Schiffsbrücken der Wüste nach dem Sandsturm die Schwärme des Feindes erblickten, die auf sie zufluteten, fühlten sie sich verloren. Sie feuerten ihre Waffen in der Richtung der stürmenden Menschen ab. Doch sie wußten, die paar Schiffe konnten sie nicht retten! Das mußte es, einige Küden in die Reihen der zahlreichen Angreifer zu schlagen! Trotzdem feuerten sie ohne Pause. Einige der ränderischen Nomaden hatten bereits an ihre Augen glauben müssen. Doch die anderen kamen, in breiter Schwarmlinie und gebückt, immer näher.

Sie erkannten bereits deutlich die schwarzen und roten Turnusse und die dunklen, fanatischen Gesichter der Angreifer. Diese waren nur noch wenige hundert Meter vom Flugzeug und der tapferen kleinen Schar entfernt, als das Wunder geschah. Fernanda und ihre beiden Begleiter wollten ihren Augen kaum trauen, als sie den Feind plötzlich sehtmachen und die Flucht ergreifen sahen. Hatten dies ihre Augen bewirkt? Es war kaum anzunehmen.

Schon in den nächsten Minuten fanden sie des Rätsels Lösung. Im Westen nahte eine Sandwölke, die sie im Feuer des Geschüßes übersehen, und die sich jetzt deutlich in eine Reihe schneeweißer Wüstenautos verwandelte. In den Wagen saßen französische Soldaten.

Der Leiter der Autokolonne, ein junger Leutnant, war beim Anblick des Flugzeuges mit dem italienischen Hubschrauber sofort im Auge. Er und seine Begleiter hatten die Schiffe schon von weitem gehört. Sie glaubten erst an ein Geplänkel feindlicher Nomadenstämme. Die sechs Autos hielten. Ihre Insassen entließen ihre kurzen Gewehre hinter dem stehenden Feind her.

Graf Varini unterrichtete den Leutnant mit wenigen Worten über ihr Mißgeschick. Wäre die Hilfe nur wenige Minuten später angelangt, dann hätten die Angreifer mit ihnen ein leichtes Spiel gehabt.

Der Leutnant und seine Begleiter waren nicht wenig überrascht, als sie sahen, daß einer der Passagiere des italienischen Militärflugzeuges eine Dame war.

„Gestatten Sie, Madame: Leutnant Verbier!“ stellte sich der Offizier Fernanda vor. „Ich kann Sie nach Tripolis leider nicht zurückbringen, aber wir sind in drei Stunden in Gabes.“

„Die Dame wird Ihnen bestimmt dankbar sein“, antwortete Graf Varini mit einem Blick auf Fernanda. „Und für den Sergeant und mich wird sich schon eine Gelegenheit zur Rückreise nach Tripolis finden. Das Flugzeug muß ich ja leider vorläufig hier lassen; die Motoren haben die Motore beschädigt.“

Mit Hilfe einiger Zettlpläne, die der Leutnant ihnen zur Verfügung stellte, verhielten die beiden Italiener ihr Flugzeug.

Wenige Minuten später sahen sie im Auto des Leutnants, und die Fahrt begann. Fernanda war erstaunt, wie schnell die rasenartigen weißen Fahrzeuge sich vorwärtsbewegten. Im weichen und tiefen Sand, in dem der Fuß oft bis zum Knie versank, glitten sie wie auf einer asphaltierten Chaussee dahin.

Nach vor Einbruch der Dunkelheit hatten sie Gabes erreicht. Graf Varini und sein Monteur blieben hier zurück, während Fernanda nach einigen Stunden Schlaf ihren Weg nach Sfax fortsetzen sollte.

Die Sonne war eben erst aufgegangen, als das Auto, das Leutnant Verbier für Fernanda besorgt hatte, vor dem kleinen Hotel hielt. Einige Stunden später befand

sich Fernanda in Sfax und erreichte noch den Zug nach Tunis.

* * *

Trotz aller unerwarteten Hindernisse war Fernanda achtundvierzig Stunden nach Einlauf des „Don Albatros“ im Hafen von Tripolis, in Bizerte gelandet. Es war so gut wie unmöglich, daß ihr diesmal jemand zuvorkam.

Trotzdem ließ sie sich gleich vom Bahnhof nach dem Krankenhaus fahren. Es gelang ihr nur schwer, ihre Erregung zu verbergen, als sie das Krankenhaus betrat. Nach der aufregenden, an Abenteuern reichen Jagd durch zwei Erdteile, stand endlich der große Moment bevor.

„Ich suche einen Matrosen namens Alvarez, der sich in Ihrem Krankenhaus befindet“, wandte sie sich an die Pförtnerin.

„Besand!“ verbesserte mit einem stillen Lächeln die Nonne.

„Ist er nicht mehr hier?“ rief Fernanda und empfand beinahe körperlich deutlich, wie diese schemenhafte Geige ihren Händen erneut entglitt.

Die Nonne schüttelte ihr Haupt. Die weißen, gestärkten Flügel ihrer Kopfbedeckung flimmerten vor Fernandas Augen.

„Können Sie mir sagen, wo sich Alvarez jetzt befindet?“ Fernanda blickte beinahe flehend die Nonne an.

„Wenn ich das wüßte, Madame! Es sind noch keine zwei Stunden her, daß ein Herr mit der gleichen Frage kam.“

„Ein Herr?“ rief betroffen Fernanda. „Wie sah es aus?“

„Sehen Sie sich doch, bitte“, bat ruhig die Pförtnerin. Und nachdem die Besucherin Platz genommen hatte, fuhr sie fort: „Ich habe den Herrn nicht gesehen; es kam ein telephonischer Anruf aus Tunis.“

„Und wie sprach der Anrufer?“

„Nach seiner Aussprache zu urteilen, war der Herr ein Deutscher.“

Diese Auskunft verwirrte Fernanda noch mehr. Außer ihr war nur noch ein Deutscher hinter der Geige her: Der Mann mit der Brille! Doch wie konnte er jetzt schon in Tunis sein?!

Fernanda erfuhr auf ihre Fragen folgendes: Der Matrose Alvarez wurde auf eigenen Wunsch vor drei Tagen aus dem Krankenhaus entlassen. Als er das Lazarett verließ, trug er noch eine Wunde. Ja, er kam mit einer Geige und nahm sie wieder mit sich. Er hieß mit dem vollen Namen Ramon José Alvarez, war siebenundzwanzig Jahre alt und in Huelsa geboren. Die beiden Telegramme, die vor zwei Tagen für ihn kamen, hatten ihn nicht mehr erreicht.

Fernanda bedankte sich für die Auskunft und verließ das Krankenhaus. Sie mußte sich ihre große Enttäuschung eingestehen. Daß der Matrose nicht mehr im Krankenhaus war, empfand sie als das kleinste Übel. Schlimmer war es, daß die „anderen“ sich schon so nahe befanden.

Ihr erster Weg vom Krankenhaus führte sie zum spanischen Konsul. Der Herr empfing sofort Fernanda. Da sie so gut spanisch sprach, hielt er sie für eine Landsmännin und begann ein weitläufiges Gespräch. Es dauerte geraume Weile, bis sie mit ihrer Frage nach dem Matrosen Alvarez herausfinden konnte.

„Si, Senhorita, der Mann war vor kaum einer Stunde bei mir!“ rief der Konsul. „Er wollte nach seiner Heimat zurück. Ich hatte nicht gleich Zeit und bat ihn, sich ein wenig zu gedulden. Er entfernte sich; ich sah durch das Fenster, wie er vor dem Haus wartete. Dann kam ein Herr und sprach ihn an. Die beiden unterhielten sich kurze Zeit erregt und entfernten sich gemeinsam. Alvarez kehrte nicht mehr zurück.“

„Wer war der Herr, mit dem er ging?“ fragte unruhig Fernanda.

„Bestimmt ein Fremder — er trug eine Brille.“

„Ein Fremder und er trug eine Brille?“ wiederholte Fernanda die Worte des Konsuls. Vor zwei Tagen befand sich der Mann mit der Brille noch in Tripolis, vor drei Stunden rief er aus Tunis an — und trotzdem war er schon vor einer Stunde hier in Bizerte vor dem Haus des Konsuls.

Der Konsul, der die Betroffenheit seiner Besucherin merkte, fragte zuvorkommend: „Kann ich Ihnen irgendwie bedürftig sein?“

„Wo finde ich den Matrosen?“

Der Konsul zuckte bedauernd die Achseln. „Ich weiß nicht, wo der Mann logiert. Aber wenn Sie hier warten wollen; er wird doch zurückkehren.“

„Ich glaube nicht, daß Alvarez noch Ihre Hilfe benötigt, Herr Konsul.“ Fernanda erhob sich. Sie hatte keinen Augenblick zu verlieren; es war auch so mehr als fraglich, ob sie noch etwas erreichen konnte. Ihre einzige Chance sah sie in dem Umstand, daß der Matrose, als er den Konsul aufsuchte, die Geige nicht bei sich hatte. Trotzdem, der Mann mit der Brille hatte einen kaum auszuholenden Vorsprung. Vielleicht war er im Augenblick schon im Besitz des kostbaren Papiers.

Fernanda stand bereits in der Tür, als der Konsul ihr nachrief: „Erlauben Sie sich doch in den Logierhäusern für Seeleute, Bizerte ist klein, irgendwo werden Sie den Mann schon entdecken.“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 1. September 1933

Neußgint

Das ist also keine Frage, daß wir in diesem Jahre kein richtiges „Klima“ für unser Neusser Fest gehabt haben; das bedauern wir natürlich alle sehr, und wir haben unserem redaktionellen Schmerz auch entsprechenden Ausdruck verliehen, aber die Neusser Schützen haben sich doch bewegen kein Wein ausgezogen. Es gab enttäuschte Gesichter, und bedrückte Kinderherzen, die doch in so hohem Maße vom Kirmeswetter abhängig sind, — aber wir haben alle doch gute Miene zum bösen Spiel gemacht, obwohl es zum Beispiel am Samstagabend eigentlich zum Weinen war, als die mit soviel Fleiß und Liebe hergestellten Fackeln sich mehr und mehr in ihre Bestandteile auflösen drohten. Aber, je nun — man kann sich mit dem Himmel wegen des Wetters nicht streiten, und was unser Schmerz war, das war des Bauern Sehnsucht, dieser Regen; aber da kein Kummer so groß ist, als daß man sich nicht doch noch an einem größeren Tröster könnte, so müssen wir schon zufrieden sein, daß wenigstens doch sehr wesentliche Bestandteile unseres Heimatfestes trocken unter Dach und Fach gekommen sind.

Und nun wollen wir wieder ganz vernünftig sein! Wenn die letzten Fahnen nach der Krönung eingezogen sind, dann wollen wir auch dieses heutige Fest in guter Erinnerung behalten, wenn es uns auch in Bezug auf die Witterung doch sehr enttäuscht hat; aber wir dürfen nicht unverschämte und unvernünftige sein; gutes Wetter ist ja keine Selbstverständlichkeit; es hatte nur zu lange gut gegangen, so daß wir uns ein vom Regen bedrohtes Fest seit vielen Jahren schon nicht mehr vorstellen konnten.

Nun aber können wir es wieder!

Obenbürgermeister als Schützenkönig

Auch der Chronist kann sich anlässlich dieses freudigen Ereignisses nicht verkneifen, diesen einzigartigen Vorfall in seiner Chronik zu verzeichnen. Er habe eigentlich nur den Königs-vogel ein bißchen „lockern“ wollen, erklärte der Oberbürgermeister-Schützenkönig nach „vollbrachter Tat“, aber dann sei doch etwas zuviel von der Vogelstange heruntergekommen, nämlich der ganze verhängnisvolle Rest des Königsvogels, den noch niemand „ungefährlich“ abgeknabbert hat. Offenbar aber war unser „Ober“ tatsächlich überrascht, als er das Ende sah. Daß er sozusagen 99prozentig Anwärter war, das ahnte man in dem Augenblick, als er sich zum Schießen anschickte. Hat man nämlich erst einmal die folgenschwere Klink in der Hand, und hat man erst einmal nicht vor dem Schuß geknickt, dann ist die Sache schon halb gemacht. So ist der erste Oberbürgermeister in Neuß Schützenkönig geworden; den 2. und 3. haben wir schon einmal als Schützenkönig gehabt, und auch die Würde des Scheibenkönigs haben schon Bürgermeister und Oberbürgermeister von Neuß bekleidet, aber um die Vogelstange sind die Oberbürgermeister merkwürdigerweise immer weit drüben herum gegangen, sofern es sich um das Königtum handelte. Daß der jetzige Oberbürgermeister sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, auch vor dieser Würde nicht zu knicken, das werden ihm die schützenden Freundschaften Neusser ganz sicher hoch anrechnen.

Die „Schwierigkeiten“, die sich damit für das Versammlungszentrum des nächsten Jahres einstellen, wollen wir zur Lösung dem Komitee überlassen. Der Ehrenabend für Verwaltung und Schützenkönig kann ja jetzt „zusammengelergt“ werden, doch wird man ganz sicher von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch machen, da die Neusser nur ungern auf einen solchen Versammlungsabend verzichten werden. Aber, noch find wir ja nicht so weit; noch 320 Tage sind noch bis dahin!

Es gab übrigens am letzten Dienstag manche Anwärter auf die Schützenkönigswürde; und das ist ein gutes Zeichen!

Düsseldorfer Fackeln in Neuß

Es ist ganz sicher bekannt, daß der Wiederherstellungstag der alten Düsseldorfer meistens beim Neusser Schützenfest stattfindet; dagegen haben die Neusser nichts einzuwenden, im Gegenteil empfinden sie so was als eine rechtliche Auszeichnung. Denn in Neuß ist das „Müllj“ für so was ja auch intimer und brauchbarer als in einer so piquetierten Modestadt wie Düsseldorf es ist. Bei dem eben im wahrsten Sinne „verloffenen“ Neusser Schützenfest haben wir aber eine weitere Auszeichnung von Düsseldorf her erfahren, die wir unbedingt registrieren müssen. Die Düsseldorfer haben uns mit der hohen Würde ausgezeichnet, daß wir ihnen die Kinder-Luftballons verkaufen durften, die sie an ihrem eigenen Jubiläum vor 8 oder 6 Wochen nicht losgeworden waren. „500 Jahre St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Düsseldorf“ stand auf diesen feinen Ballons, die in Neuß während der Kirmestage feilgeboten worden sind, und großzügig wie wir Neusser nun einmal mit solchen Sachen sind, werden die Neusser den Düsseldorfer diese schönen Ballons abgekauft haben. Warum sollten sie das nicht tun? Warum? — Man muß dem Nächsten helfen, wo man kann, und wir sind überzeugt, daß die Düsseldorfer genau so handeln würden. Wenn uns in unserer Branche dann mal etwas „tauer“ wird, dann wollen wir unsere Ueberreste auch nach Düsseldorf schicken, und dann werden wir erleben, daß

die Düsseldorfer sich mit der gleichen begeisterten Liebe auf unsere „Reste“ stürzen werden, wie wir uns auf die der Düsseldorfer gestürzt haben. Davon sind wir fest überzeugt!

Neußer Winden Tageländer

Nun wollen wir uns nichts mehr darüber weismachen: der Herbst ist da. Und wir den Monat September angebrochen haben, wird man ja wohl keinen mit dieser Nachricht erschrecken. Angesichts dieser Tatsache wird einem etwas schummerig um das Herz, aber wir wissen ja auch mittlerweile alle, daß wir uns der Hast der Jahre vergeblich entgegenstellen, und daß ein schöner Herbst eine verführerische und begeisternde Angelegenheit sein kann, wenn man recht mit ihm umzugehen versteht; da wollen wir uns die so naheliegenden Vergleiche mit dem Leben ersparen, die so naheliegen, als daß wir nach ihnen greifen müßten; da wollen wir auch die Krokodilstränen sparen, falls wir der Ansicht sein sollten, daß sie uns gut stünden. Herbst ist Entzeitung und Verweilen und Abschied, Herbst ist Wanderzeit auch, wenn man zum Winter heimkehren will nicht nur in das Haus von Stein, in dem man wohnt.

Im Herbst, so zwischen September und Oktober müßte man noch einmal den Rucksack auf die Schultern nehmen können, in den bunten Wald gehen oder zwischen den Hügeln Frankreichs oder Schwabens wandeln oder wandern können, dann hat man keine Furcht mehr vor dem Winter, so man eben — wenn man heimkehrt — Kohlen und Kartoffeln beschaffen kann. Aber alle Landtschaft und alle Aussicht sind grau, wenn man materielle Sorgen hat, die einem auf die Nägel brennen.

Aber damit wollen wir uns an anderer Stelle beschäftigen, wenn aufgerufen wird, sich wieder zur Abwehr der winterlichen Not zu sammeln. Noch ist es nicht soweit, daß wir den Winter schon spüren, aber er wird uns auch nicht überraschen, da er ja keineswegs unerwartet kommt. Das Wort „September“ ist schon eines seiner Vorzeichen, das wir nicht mißverstehen; es ist auch ein Warnruf für die Dichter, die sicher nun wieder herbstliche Elegien schreiben.

In meinem „Bestand“ an Herbstgedichten habe ich immer noch Mainer Maria Rille auf dem Ehrenplatz vermerkt, der meines Erachtens eines der schönsten Herbstgedichte überhaupt geschrieben hat, das ich meinen Freunden hier noch einmal servieren möchte, obwohl das sicher nicht das erste Mal ist:

Herr, es ist Zeit, der Sommer war sehr groß —
Leg deine Schatten auf die Sonnenröhren
Und auf den Fluren laß die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten, voll zu sein,
Schenk ihnen noch zwei sommerliche Tage,
Dränge sie zur Vollenbung hin und jage
Die letzte Schwere in den süßen Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr,
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
Wird warten, lesen, lange Briefe schreiben
Und wird auf den Aaleen hin und her
Unruhig wandeln, wenn die Blätter treiben;

Mein älterer Freund Theodor Storm möge mir mein Präbikat und meinen Vorzug, mit dem ich Rille über ihn stelle, gütigst verzeihen.

Andere wehmütige Herbstgedichten wollen wir uns für später reservieren. Noch ist es dem Chronisten nicht herbstlich genug ums Herz, und noch haben wir ja noch hoffentlich mehr als zwei sommerliche Tage vor uns, den Altweiberommer, der ja erst den letzten „Deu“ gibt, die Schleißen herbstlichen Memorierens zu öffnen.

Bis dahin wollen wir mit unseren Gefühlen sparen!

Die Sankt Lukas zu Ende

Mit dem neuen Monat naht dann auch das Ende der großen Ferien. Durchweg hat das Wetter es gut mit der Augen gemeint es war eine lange Kette von guten Tagen, die der Schuljugend sicher gut getan haben, und wenn sie nun auf die Schulbänke zurückkehrt, dann wird sie sich nicht sofort an die neue Lage gewöhnen können; aber dann wird sie einen neuen Anlauf nehmen und mit neuem Eifer und mit vollen Segeln in die neue Schulzeit starten. So dann auch der übliche Schulaussatz „Mein schönster Ferientag“ überwunden ist, dann wird alles wieder in den alten Bahnen laufen, den neuen Zeugnissen entgegen, von denen zu sprechen anfangs des Semesters meistens nützlich ist, als am Ende des Semesters. Bekanntermaßen ist ja der Eifer zum Beginn und während des Semesters nützlich, als der, der sich gegen Ende entseffelt. Hier soll aber nicht der pädagogische Zeigefinger erhoben werden; das wollen wir lieber den Berufsleuten überlassen.

Neben den Schulferien gehen nun auch bald die Theaterferien zu Ende; im Städtebundtheater regt es sich schon allmählich, und die Pläne für die neue Spielzeit beginnen langsam Gestalt zu gewinnen. Die Neusser Bürgererschaft wird sich in diesen Tagen daran erinnern müssen, daß Bestand und Leistung des Theaters in hohem Maße davon abhängen, wie groß die Gefolgschaft ist, die sich um die weitbedeutenden Bretter drängt. Ganz joll auch in der neuen Spielzeit unser Theater an uns keine Enttäuschung erleben, und darum wollen wir uns zeitig dazu entschließen, in die Reihe der Theaterfreunde wieder (oder neu) einzutreten. Vor längerer Zeit haben wir schon

über den Spielplan des Theaters berichtet; er ist immer noch die „Bittentarte“ jeden Theaters, und man kann wohl sagen, daß sie sehr ansprechend ausgefallen ist. Auch die Preise für den Eintritt zum Tempel der Mufen sind so gestaltet worden, daß sich keiner ausschließen braucht, und damit wären eigentlich alle Vorbedingungen gegeben, die für einen guten Start des Theaters notwendig sind.

Die geschämte Offen

Ein nicht alltägliches Erlebnis hatte kürzlich eine junge Pariser Schauspielerin, während sie in ihrem Zimmer saß. Plötzlich sprang nämlich ein im nahen Zoo durchgebrannter Affe zu dem offenen Fenster herein. Laut schreiend ergriff die Ueberfallene alsbald die Flucht. Als sie kurze Zeit darauf mit ihrer Jase zurückkehrte, da bot sich den beiden Frauen ein pudriger Anblick. Der Affe saß vor dem Spiegel, in den er unentwegt hineinstarrte, und machte nun seinerseits in Schönheit. Bald griff er zum Lippenstift, bald zur Puderquaste, bald zur Nagelfeile. Auch die Hautkreme schen es ihm angetan zu haben, denn er hatte sie sich bereits um das ganze Maul geschmiert. Als er bei seinen Schminktproben überrascht wurde, hatte der Affe außerdem gerade wieder einen Parfümzerstäuber in den Händen, wobei er wie irr sinnig auf den Gummiball herumdrückte, obgleich er schon nach sämtlichen Wohlgerüchten Arabiens duftete. Mit einem kleinen Taschenspiegel als Geschenk und zur Erinnerung wurde der Affe später dem Zoo zurückgegeben.

„Mein Name ist Jase...“

Die Werbung „Mein Name ist Jase! Ich weiß von nichts!“ ist sehr gebräuchlich. Da ich dieser Tage aus dem Leserkreis gefragt wurde, was es für eine Verwandnis mit diesem Wort hat, so soll hier (noch einmal) seine Entstehung erzählt werden.

Friedrich Haase ist der im Jahre 1911 verstorbene Schauspieler, der sich als Interpret seiner humoristischen Rollen in Berlin einen Namen gemacht hat, und der sich durch seine Schafspeare-Inszenierungen unter den Meinungen ein besonderes Verdienst erworben hat. Er war einer jener wenigen echten Humoristen, der auch als Privatmann zuweilen sein „Jach“ zu spielen verstand. Dieser Haase hatte einmal in einer Gesellschaft Veranlassung, einem jungen Manne, der ein wenig verächtlich-jachverständig über den Schauspielerstand sprach, über den Schnabel zu fahren, derart, daß der junge „Kenne“ sich beleidigt fühlte; er hatte Grund dazu, aber es war auch so beabsichtigt. Der Beleidigte fauchte in die Höhe und forderte Haase auf Pistolen. In diesem Augenblick der Erregung zeigte Haase dann, daß er auch hierbei seine Ruhe und seinen Humor behielt, was eine besonders seltene und besonders schätzenswerte Gabe ist; und so erwiderte Haase seinem Herausforderer: „Da, mein Lieber, da werden Sie sich zuerst einen Jagdschein besorgen müssen; mein Name ist nämlich Haase, und ohne Jagdschein dürfen Sie nicht auf mich schießen!“

Der von uns meistens anschließend gebrauchte Zusatz „... ich weiß von nichts!“ ist also offenbar eine Beigabe, die sich im Laufe der Zeit an den ursprünglichen Ausspruch angehängt hat. Eht ist nur der erste Teil: „Mein Name ist Haase...“ dem man, weil die meisten den Zusammenhang nicht kennen, in der Schriftsprache nur mit einem „a“ begegnet, so daß ein richtiger Jase daraus geworden ist.

Freiwillig ins Sankt

Da wir mittlerweile hier wieder ganz unter uns sind, wollen wir die heutige unpolitische Chronik und die Besprechung des Schützenfestes mit einigen Gedanken beschäftigen, die Kritik sind. Wer das Positive und Schöne sagt, darf auch die kleinen „Fehlerchen“ sehen, die sich leicht beseitigen lassen. Da wären zunächst die namentlich am Sonntag vollkommen unmöglichen Verkehrsverhältnisse am Gessentor zu nennen; die Lage ist hier von Natur aus schwierig; die trotz der Erbreiterung immer noch zu enge Gassenbrücke kann es allein nicht schaffen. Wagen-, Rad-, Auto- und Gegenverkehr müssen anders geleitet werden. Wer am Sonntag mitten dazwischen gefahren hat, der weiß, wie es am Gessentor war. Hier trafen sich zwei gewaltige Menschenströme: vom Gassen und vom Markt aus; entgegen kamen Fahrzeuge, Fahrräder und in die Stadt zurückkehrende Schützen. Und das konnte die Brücke mit dem besten Willen nicht bewältigen.

Auch der Zugang zum Festplatz muß unbedingt erweitert werden; durch die enge Pforte konnte sich unmöglich der große Betrieb reibungslos abwickeln, zumal der breite Zugang kein entsprechendes Ende hat: alles mußte durch ein viel zu enges Tor. Dieser Zustand hat zu unerfreulichen Szenen auch für die dort dienstlich tätigen Leute geführt, und Neuß hat sich im nächsten Jahre vielen Fremden und Neukern gegenüber, die hier in drangvoll-fürchterlicher Enge gefahren haben, zu rehabilitieren.

Zum Fackelzug wäre vielleicht auch noch ein Wort zu sagen: man wird praktisch im nächsten Jahre eine Meldekette der Fackeln einrichten, damit die einzelnen Züge nicht bereits von einem anderen Zug gewählt ist; dann fielen auf diese Weise die Doppelketten aus. Auch der spezielle Neusser Humor bedarf einer für den Fackelzug besonderen Förderung; es waren zwar wieder Anlässe vorhanden, aber vielleicht läßt sich auch auf diesem Gebiete noch etwas tun.

Bezüglich der Werbung passiver Mitglieder wiederholt der Chronist seine Anregung vom vorigen Jahre; man muß zeitiger damit beginnen, ehe die erste Versammlung das Fest beschloffen hat; dann wird die Zahl der Passiven sicher noch größer sein!

Diaz

Der Heimkehrer

Skizze von Hermann Neumann

Das Leben zieht seine sonderbaren Kreise. Die Menschen suchen nach dem Glück, hier und da. Es ist ganz verschieden, wie sie es zu finden meinen. Es gibt solche, die es nicht finden, nie und nirgends, aber es gibt auch solche, die erst einen weiten Umweg machen müssen, um es zu finden. Sie besuchen vieler Herren Länder, suchen hier und dort, ohne Zweck und Ziel, und kommen endlich an ihren Ausgangspunkt zurück, und siehe da, hier ist ihnen das Glück gewachsen.

So ging es auch Johannes Risch. Seine Eltern waren kurz hintereinander gestorben, ohne ein geringes Vermögen zu hinterlassen, nichts als die Möbel eines ärmlichen Haushaltes und einiges Kleinvieh, einige Kühe und eine Ziege. Das war kein großer Reichtum, auf dem ein Leben gegründet werden konnte. Nein, beileibe nicht. Aber Johannes war nicht der, der darum trauerte und sich grämte, vielmehr lag ihm stillen seinen Eltern zürne, daß sie ihn so wenig bedacht hatten. Nichts von dem. Hatte er nicht seine zwei kräftigen Arme, seine Gesundheit und Jugend, nunmehr sein Leben zu gestalten? Aber war es



Zeichnung: Krusch.

zweckmäßig, daß er im Dorfe blieb und vergeblich wartete, daß er es hier zu etwas bringe? Unförm und Albernheit! Wozu es tun, wer wollte, er war dazu nicht angetan. Sein Sinn stand in die Welt, dort blühte ihm Glück und Erfolg.

So zog er eines Tages los, mit einigem Gepäc und freundschaftlichen Worten seiner wenigen Freunde. Glück auf, Reichtum und Gottes Segen über dich!

Aber es war doch manches anders, als er es sich gedacht hatte. Blühte das Glück etwa an jedem Straßenrande und wartete, bis es gepflückt wurde? O einfältiges Menschenkind! Vielmehr ist es überhaupt nichts anders, als ein großes Ringen und Mühen, wer könnte es etwa sagen?

Doch war es nicht möglich, daß man in einem anderen Lande, in Amerika etwa, leichter zu Geld und Reichtum und damit zum Glück kam? Ja, warum nicht? Gewagt, gewonnen. Er fuhr nach Amerika, er verdiente sich als Arbeiter auf ein großes Schiff und fuhr über das Meer. Aber auch da lag das Glück nicht auf der Straße und wartete nur, bis es aufgehoben wurde, bei weitem nicht. Es ging ihm schlecht dort, und er war froh, daß er wieder ein Schiff fand, das ihn mitnahm, zurück nach seiner Heimat, dahin, woher er gekommen war.

So landete er eines Tages wieder im Dorfe, mit nicht mehr und nicht weniger, als er fortgezogen war, seine Reife in die Welt antrat. Nicht, daß er nun besonders niedergeschlagen war und sich schämte, ohne Glanz und Reichtum wieder zurückzufahren. Nein, so einer war er nicht. Es lag ihm nicht, die Unwahrheit zu sagen, etwa aufzuschneiden und zu tun, als habe er einen großen Koffer voll Geld mitgebracht. Er schämte sich seines Irrtums nicht, geglänzt zu haben, dort draußen sei alles leichter und besser. Er sprach mit seinen Freunden ehrlich und offen darüber. — Ich habe mich getäuscht, jawohl. Aber ich will es nun anders machen.

Was er denn zu tun gedachte, fragten sie ihn. „Ich werde arbeiten und mich mühen, von früh bis spät“, antwortete er ernst.

So, so! Nein, sie konnten es noch nicht einsehen, daß darin allein der Segen des Erfolges lag. Er fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo er hier arbeiten könnte? — Nein, nichts. Sie schüttelten die Köpfe.

Doch, sagte dann einer. Selmer hieß er und war gleichaltrig mit Risch, ein stiller und ernster Bursche. War nicht vor kurzem der Wulfbauer gestorben und suchte die Bäuerin nun nicht einen Anecht? Er sollte dort mal hingehen.

Ja, danke, sagte Risch. Er war sehr dankbar für diesen Hinweis. Er ging noch am gleichen Tage zur Wulfbäuerin, die er von früher her kannte. Sie war einige Jahre älter als er, aber noch nicht alt und abgetan, nein, beileibe nicht.

Ja, sie könne einen Anecht gebrauchen, sagte sie. Sie wolle es mal mit ihm versuchen.

So blieb Risch als Anecht auf dem Wulfbhofe. Es stellte sich heraus, daß es kein Fehler war; die Bäuerin hatte keinen falschen Griff getan. War er nicht stark und

kräftig genug, die Arbeit spielend zu bewältigen? Er brachte es fertig, sich den ganzen Tag von früh bis spät abzurufen und am Abend noch guter Laune zu sein, zu lachen und zu scherzen. Hatte man so etwas schon gesehen? Nicht, daß er nun besonderen Wert darauf legte, bei allen auf dem Hofe beliebt zu werden. Nichts von dem. Er wußte es von selbst. Man hat ihn des Abends, etwas zu erzählen von seinen Reisen, von Amerika, fragte ihn über dieses und jenes, und er gab bereitwillig Antwort, ohne Stolz und Bitterkeit. Ja selbst die Bäuerin kam nicht umhin, sich Auskunft bei ihm zu holen und sich beraten zu lassen. Was wußte er nicht alles in seiner großen Erfahrung, und was war schließlich dabei? Nichts, gar nichts.

Aber es kam mal eine Zeit, wo sie nicht mehr so unbefangenen miteinander reden konnten, wo sie rot wurden und die Augen niederzuschlugen, wenn sie sich sahen. Ja, hier und da kam das vor. Sie gingen sich, so gut sie es vermochten, aus dem Wege, suchten ihre wahren Gedanken voreinander zu verbergen. Aber war es etwa eine Sünde von der Bäuerin, daß sie einen anderen Mann ansah, nun, nachdem der Wulfbauer schon über ein Jahr tot war? Sollte sie sich verbergen in der Welt, ewig trauern, ein trauriges und leidvolles Gesicht aufsetzen? Haha, wo stünde denn das geschrieben? Und auch Risch machte sich bald keine Vorwürfe mehr darüber. Er suchte sogar jetzt mit ihr zusammenzutreffen und darüber zu reden, vernünftig und ruhig.

„Kann ich einmal mit Euch sprechen?“ sagte er eines Tages.

„Doch ja“, antwortete sie, „warum nicht?“

Hatte sie es sich nicht schon lange gewünscht, daß es einmal so käme? Aber sie war doch ein wenig aufgeregt. Es war ein großer Augenblick, eine Sternstunde in ihrem Leben. War sie etwa so alt, daß sie die Größe der Stunde nicht mehr empfand und nicht zitterte vor Erwartung?

Nacht am Hünengrab

Die Geschichte einer Wanderung / Von Walter Perlich

Calper wandert. Die Bahn hat ihn in einen vertrauten Heideort gefahren. Der weite Glanz des Himmels ist seine einzige Gesellschaft: diese eindringliche, mahnend-gütige Stille der Landschaft, die sich dem Schweigenden ganz erschließt und ihn mit tausend Geheimnissen beschenkt.

Der Bauer, bei dem Calper ein Mittagessen erhalten hat, lehnt sein Geld ab, brückt ihm die Hand. „Loot man!“ sagt er gemächlich, „Loot man!“ Sedt nicht eine ganz alte Kameradschaft in den Menschen, die man wiederfinden muß? Calper kommt am Abend an eine Jugendherberge. Von weitem hört er das Lachen und Singen lustiger Stimmen. Er ist ehrlich müde nach dem großen Tagesmarsch unter der prallen Sonne, so tritt er ins Gezäun und fragt bescheiden, ob man noch ein Nachtlager übrig habe. Jungen und Mädchen blicken ihn prüfend an, geben ihm die Hand, lassen ihn eintreten. Ein Feldbett und eine Wolldecke sei schon noch vorhanden, meinen sie, anfangs ein wenig störrisch in ihrer bereits geschlossenen Gemeinschaft, die wie eine Mauer gegen ihn steht. Sie singen jetzt nicht mehr, und das Haus, in das er eintritt, ist fast still zu nennen.

Die große Abendtafel am geschweiften Tisch des Gemeinschaftsraums sieht ein wenig anders aus, als es Calper gewöhnt ist. Alle, auch er, essen aus blechernen Napfen mit Aluminiumbesteck, und den Varenburgartigen unter den Bäumern mündet es gut mit einem Schluck Milch aus dem Becher dazu. „Wohin wanderst du?“ fragen sie ihn. Anfangs wird er ein wenig verlegen durch so bestimmte Fragen, doch einige ergehen das Wort zu kurzen Angaben, die auch ihn zur Bestimmung auf seine Gründe bringen, und dann erzählt er ganz ruhig von der Wandlung seines Lebens, davon, wie er früher, während der letzten Jahre, gereist ist und daß es ihn jetzt nicht in der Hude hielt und er einfach hinaus mußte, irgendwohin. Sicher, so wird es sein, meinen sie, sie hätten zwar noch nicht ein Dasein an den reichen Tischen genossen, aber immerhin... Und wo er sich nun wohler in seiner eigenen Haut fühle? Im ersten Augenblick will Calper sagen: So schön, wie dort, unter den gepflegten, selbstsicheren Menschen ist es hier natürlich nicht... Da sieht er ihre offenen, fragenden Gesichter, ihren klugen, selbstverständlichen Glauben in den frischen jungen Mienen, die Sauberkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Wanderlust, die ein jeder von ihnen wohl mit größerer Opfern zusammengepart hat, als je eine Dame ihre kostbare Robe. Vor seiner zögernden Antwort geht es ihm auf, daß ein Vergleich überhaupt nicht möglich ist. Kann man einen Wollfänger der Fifth Avenue mit einer Heidefate vergleichen? Beides ist doch ein Haus? Wo wohnt der Mensch glücklicher, oder? Mit Warmwasser und Zentralheizung an einer Asphaltkansee oder unter dem offenen Himmel, den fliehenden Wollen auf dem erdschweren Boden der Heimat?

Durch die offenen Fenster dringt die schmeckbare Luft des Landes mit Grillenzirpen in den abendlichen Raum, der immer noch kein Licht bekommt und bald vom Schimmer des aufsteigenden Mondes romantisch erhellt wird. Spät schliefte sich die und da ein Säbner in die langsam werdenden Gespräche, einer nach dem anderen steigt die flackernde Treppe zu den Schlafsälen hinauf, Calper verabschiedet sich von den letzten im Zimmer und tritt nochmals vor das Haus.

In der grenzenlosen Weite der Nacht ringsum flirrt das Mondlicht über das hügelige Land. Es ist ausgegossen wie ein fremder, schwerer Duft des Sommers, den man zugleich atmen und sehen kann. Er hat beim Hünengrab eine Bank gesehen, die wählt er als Ziel.

Die Schatten der geschichteten Steine fallen ihn drohend an. Er umgibt sie und sieht etwas Weiöes auf der Bank. Hat die neue Zeit, die hierher den Weg noch

Sich selbst eingemauert

Der Maurer Stanislaus Pastalski in Gdingen bekam das Kunststück fertig, sich selbst einzumauern. Während der Mittagspause zog er sich zu einem kleinen Schläfchen an einen schattigen Ort zurück, nämlich in den Keller des Neubaus, an dem er gerade arbeitete. Dabei fiel, während er schlief, ein Zementtöbel um, dessen Inhalt sich, ohne daß Pastalski davon aufwachte, über seine Weine ergoß. Erst gegen Abend erwachte der Maurer aus seinem Schlummer, denn seine Kameraden wollten sich einen Scherz machen und ließen ihn schlafen, bis der Zement auf ihm getrocknet war. Als er nun endlich geweckt wurde, war er sehr erstaunt, sich dem Neubau untrennbar verbunden zu sehen. Unter dem Lachen seiner Kameraden mußte er eine große Lage versprechen, worauf er aus seiner hilflosen Lage befreit wurde.

und süßer Hoffnung, sie mit ihren knappen vier Jahrzehnten? Ein Bauernherz ist jung, immer jung, so lange es schläft.

Aber schließlich waren sie, was die Jahre anbetraf, beide nicht mehr die jüngsten. Und deshalb wurden sie sich auch schnell einig, ohne viel Worte und Gerede. Es war schon so, daß sie sich beide nicht mehr gut entbehren konnten, ihrerseits wegen der Wirtschaft, die in Rischs Händen Wohlstand und Segen brachte, seinerseits wegen des guten Dienstes.

Risch änderte sich danach nicht, als er nun Bauer war. Er tat seine Arbeit nicht anders als sonst, wohl nicht mehr als Knecht, sondern als Herr, als Bauer mit dem Bewußtsein an die Heimat, die ihm nun neu geschenkt und doppelt kostbar geworden, und an die Reite seines kommenden, künftigen Geschlechtes, für das er die schwere Erde umriß und Frucht in ihre Furchen legte, Tag für Tag und weiter noch viele Jahre.

immer nicht fand, die Geister der Alten noch am Leben gelassen? Calper lächelt über seine kurze Auflosigkeit und erkennt dann gleich im Näherkommen eines der Mädchen aus dem Jugendheim, das in einer Ecke still den Gesprächen lauschte und nur durch ihre schönen, überquollen Augen und den verjüngten Klugen Blick seinem Gedächtnis haften blieb.

Diese Augen sieht er nun wieder mit einer bannenden Klarheit auf sich gerichtet, und wollte er eigentlich wortlos weitergehen, so sagt er jetzt: „Ich wußte nicht, daß jemand hier ist. Gute Nacht!“

„Oh“, lächelt sie zu ihm auf, „hier ist Platz genug! Warum sollen wir nicht beide in die Nacht hineinstarren und mit unseren Gedanken ein bißchen Vergangenheit und Zukunft leben?“

Da setzt er sich. Es ist lange still zwischen ihnen, und Calper will es scheitern, er höre sein eigenes Blut fließen. „Es war gut von Ihnen!“ sagt sie plötzlich, „ich meine, gut war, daß Sie all das offenbar für Sie Neue so ehrlich und ohne Verschönerung ausgesprochen haben. Die wir nur ihren tausendsten Schein aus der Ferne kennen, haben uns schon einmal danach gefragt, auch dabei zu sein, nicht immer bescheiden am Rande zu stehen und das Leben von der billigen Seite her zu nehmen. Es gibt da manche bittere Stunde, denn unser Verzicht ist ja so wenig wie der Ihre ein freiwilliger! Das haben alle Ihre Gegenredner heute abend vergessen, oder sie wollten es vergessen, und ich mochte mich nicht hervortun, weil es dann heißt: nun ja, die Studentin liebäugelt doch dem Unverit! Und es ist bestimmt nicht deshalb, es ist, weil ich nicht glaube, daß es Güte, Ehrlichkeit, Edelmut nur auf der Schattenseite und Miskunst und Leid und Niedertracht nur auf der Sonnenseite geben sollte!“

„Doch!“ sagt Calper leise. „Im Schatten kann sich vieles nicht entfalten und in der Sonne wird manches wuchern und vorzeitig verrotten! Nur die Linien der Trennung sind andere. Ganz glaube, durch die Jugendherberge geht die Schattenslinie so gut wie durch das Grand-Hotel, nur dort ist es schwerer, sie im künstlichen Licht zu finden! Und wir wollen nicht vergessen, daß auch die Sonne freit und mit ihr der Schatten. Am Morgen ist er da, wo am Nachmittag die Sonne hinsinkt. Einige schwarze Erdwinkel ausgeschloffen. Wenn es den neuen Menschen gelingt, in diese schwarzen Ecken zuzufinden der Sonne Zutritt zu schaffen, ist schon viel getan. Daran lohnt es zu arbeiten! Sie sind Studentin?“

„Ja — ich will Kinderärztin werden. Im Herbst habe ich mein Examen zu bestehen, dann kommen ein paar Jahre Klinik. Ich könnte jetzt etwas besser leben, doch mein kleines Erbe würde dann nicht zum Aufbau meiner späteren Praxis reichen.“

„Und Sie sagen, Ihr Verzicht sei nicht freiwillig?“

„Wie kann er es sein, wenn mühternte Notwendigkeiten ihn mir diktiert? Ich will mir darüber nichts vorlügen.“ — — —

Am Vormittag sind die meisten Gäste schon wieder weitergewandert. Im Schlaf sind Calper und die Studentin allein. Aus der Küche kommend, schließt sie ihn ein frisch gekochtes Ei hinüber.

„Bitte, das ist für Sie!“

Er dankt mit Lachen und fragt, was aus seinen Schänen ihr begehren würde und darf zum Ausgleich eine Scheibe Schinken anbieten, und nachher beim Überschnallen der Ausfäcke stellen beide fest, daß sie kein bestimmtes Ziel haben, könnten sie denn ja auch gemeinsam irgendeinen schönen Weg einschlagen. Muß ich sagen, daß sie ihn weiter zusammen gehen werden? Aus Kameraden der Wanderung finden sie zueinander, als Kameraden des Lebens — zwei junge Menschen auf dem Wege in ein neues Morgen!

MODE UND HEIM

Launen der Mode



Ein Kleid verwandelt sich...

Nichts anzuheben? Nur ein einziges Kleid? Schauen wir uns das Kleid doch einmal an. Ein sehr hübsches, einfaches Sommerkleid, aus dem modischen Streifenstoff mit dem glänzenden Schimmer, in Westenform mit Schößchen gearbeitet. Man trägt es für den Tag, für die Arbeit, den Ausgang mit den zierlichen Puffärmeln aus gleichem Material und einer kleinen Halskrause aus Glasbälgen, dazu einen im Farbton zu den Streifen passenden, etwas dunkleren Leder- oder Stoffgürtel. Jetzt brauchen wir einen sportlichen Anzug? Ganz einfach, wir legen die Weste des Kleides an, ersetzen den Glasbälgenkragen durch einen Piqueaufschlag und tragen dazu den dunklen Kostümrock. Für den Nachmittag und Abend aber verwandelt sich das Kleid aufs reizendste: die Puffärmelchen verschwinden zugunsten von breiten Organdyrüschen, die mit ein paar Organdyblüten am Halsausschnitt harmonisieren. Noch eine breite Samtschleife in der Gürtelmittte und den breitrandigen Hut von gleicher Farbe — ein Kleid und dreimal „angezogen“.

Hausmittel, stets bewährt!

Erste Hilfe bei Unfällen.

Bei Verletzungen, die außerordentlich schmerzhaft sind, sind heiße Umschläge, vorsichtig aufgelegt, anzuraten. Man kann auch das verstauchte Glied, bis der Arzt kommt, in heißes Wasser halten, was schmerzlinde-bernd wirkt.

Große Brandblasen heilt man durch einen Umschlag, der mit Vaselineöl oder Seife bestrichen ist. Die Schmerzen sind anfangs sehr groß, lassen aber bald nach, und der einfache Umschlag bewirkt eine Heilung, die keine Narben hinterläßt. Hat die Brandblase eine offene Wunde ergeben, so muß sie mit einer Wund- oder Jodoform-Verbandbinde geschützt werden. Höchste Gefahr, wenn sich solche Wunden infizieren!

Bei Schnittwunden in der Nähe der Adern besteht die Gefahr des Verblutens. Man bedeckt die Wunde mit in Essig getauchter Watte und bindet Arm, Bein, Hand, je nachdem, mit einem Gummischlauch straff ab, bis der sofort gerufene Arzt erscheint.

Ist durch schweren Fall Gehirnerschütterung eingetreten, die sich in Bewußtlosigkeit, schwachem Puls und Erbrechen äußert, so lagert man den Kranken möglichst ruhig, und behandelt ihn vorsichtig mit kalten Umschlägen auf Stirn und Leib, bis der Arzt kommt.

Umgang mit Pflaumen

Rot und blau, köstlich groß und gut im Geschmack türmen sich die Pflaumenberge jetzt auf den Märkten. Es gilt, einen tüchtigen Vorrat für den Winter anzulegen.

Auf dem Lande bewahrt sich noch immer die Methode, die Pflaumen roh bis in den Winter frisch zu erhalten. Die reifen, aber

festen Pflaumen werden mit Handschuhen vom Baum gepflückt. Nur völlig tadellose Früchte und Pflaumenblätter kommen in Betracht. Dann legt man schichtweise Früchte und Pflaumenblätter in einen geschweißten Blechtopf, bindet ihn mit Pergament gut zu und gräbt ihn etwa einen halben Meter tief in lockere Gartenerde ein.

Sollen Pflaumen gekocht werden, so verwendet man sie entweder geschält oder ungeschält. Das Abziehen der Haut wird erleichtert, wenn man die Früchte kurze Zeit auf dem Schaumlöffel in kochendes Wasser hält. Früchte in Schalen werden weniger unansehnlich durch das Kochen, wenn man jede Pflaume mit einer Nadel ansticht.

Essigpflaumen, die dankbarste Verwendungsart für die guten, blauen Pflaumen, halten sich unbegrenzt und werden wie folgt zubereitet: Die tadellosen Früchte werden einzeln gut abgerieben und ange- stochen, in ein Glas gelegt und mit rohem Essig übergossen. So läßt man sie vierundzwanzig Stunden stehen, gießt dann den Essig ab, streut Nellen und Juntstücken zwischen die Früchte und gibt halb soviel Zucker nach Gewicht als Früchte darauf. Nach wiederum 24 Stunden gießt man den Saft, der sich gesammelt hat, mit dem Essig, etwas Rotwein und Zucker in den Topf zum Kochen, läßt die Pflaumen, Teil für Teil einzeln, darin aufwallen, bis sie anfangen weich zu werden und gießt den reichlich eingekochten Saft dann heiß über die Früchte, die im Blechtopf aufgeschichtet wurden.

Hausfrau, mach dir's Leben leichter!

Mehr Kopf- und weniger Körperarbeit...

Hausarbeit darf eine kluge Frau nicht „umbringen“. Bei einigen guten Willen und reißlicher Überlegung läßt sich durch Kleinigkeiten viel Zeit, Kraft und Nerven- spannung sparen. Beispielsweise: sehen wir uns einmal in der Küche um. Steht der Tisch, an dem vornehmlich hantiert wird, dem Wasserhahn, dem Spülisch und dem Herd so nahe, daß diese „Arbeits- zentren“ ohne viel Schritte miteinander zu verbinden sind? Sonst sollte man den Tisch nämlich verschieben, was doch eine geringe Mühe ist...

Hat der Küchentisch unten ein Querbrett? Wenn nicht, so gilt es, eine — Fußbank für die Küche anzuschaffen. Denn noch viel zu wenig beachtet die Hausfrau die goldene Regel der Schönheit und Gesundheit: mög- lichst viel Hausarbeit im Sitzen machen! Gemüseputzen, Wiegeln, Geschirrspülen — das läßt sich alles gut im Sitzen machen, doch wird die richtige Körperhaltung, die eine Überanstrengung des Rückens ver- meidet, erst erzielt, wenn die Füße hoch- gestützt werden.

Geschirrtrocknen? Warum die doppelte, dreifache Arbeit? Das Geschirr wird ge- waschen und kochend heiß abgespült, dann zum Trocknen aufgestellt auf das ein wenig schräg laufende Rillbrett, das vom Rand des Abwaschbalkens hinüber zum Ausguß führt. Zwei Fliegen mit einer Klappe! Das Geschirr trocknet im Umsehen und kann schrankfertig weggeräumt werden. Gläser

machen eine Ausnahme und müssen poliert werden.

Gemüse wird oft stundenlang zugeputzt. Läßt sich das auch bei Pilzen und manchen anderen Arten nicht vermeiden, so soll doch von Salat und Kohl nicht soviel Aufhebens gemacht werden. Sind die Gemüse gut ge- waschen, so dreht man die härteren Teile, die früher sorgfältig herausgelöst wurden, einfach durch die Maschine und gewinnt da- durch eine Grundmasse für köstlichen Roh- kossalat zur Abendmahlzeit.

Nicht so viel Mehlschnecken rühren! Sie verschlingen viel Arbeitszeit und sind nie- mandem wirklich bekömmlich. Gebt ein Stückchen reine Butter oder Fett an das gut gedünstete Gemüse, das ist gesünder! Sängt euch die Behälter mit Salz, Pfeffer, Mehl, Zucker usw. sofort in Reichweite des Kochherdes! Es ist kaum zu glauben, wie- viel Zeit und Lauferei dadurch erspart wird.

Die Gerätschaften zum Tischdecken ge- hören in den Raum, in dem gespeist wird. Warum die unnützen Wege zu irgend- welchen Schrankfächern in anderen Räumen? Auf- und Abdecken ist dann eine Kleinigkeit.

Seid nicht so bescheiden, liebe Haus- frauen! Ihr leistet Schwerarbeit in Heim und Küche und habt Anspruch auf gute Be- leuchtung eurer Arbeitsplätze, auf zweck- mäßige Durchlüftung, auf bequeme Arbeits- kleidung und hygienisches Schuhwerk. Falsche Bescheidenheit in diesen Dingen schadet eurer Gesundheit, und eure schwin- denden Kräfte werden der Familie entzogen.

Die Kunst, Wege zusammenzulegen und Griffe zu kombinieren, muß auch noch vielen Hausfrauen größere Selbstverständlichkeit werden. Es hat wenig Sinn, hier und dort einmal an etwas herumzuarbeiten. Man schafft viel mehr, wenn man ein- oder zwei Abende der Woche zu „Mädabenden“ be- stimmt und mit Regelmäßigkeit daran fest- hält. Man hat dann zu anderen Zeiten Muße für Ruhepausen, weil die Händewäsche im Korb tagsüber nichts zu sagen hat.

Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit er- leichtern die Arbeit. Arbeitspläne sind die besten Hausgehilfen!

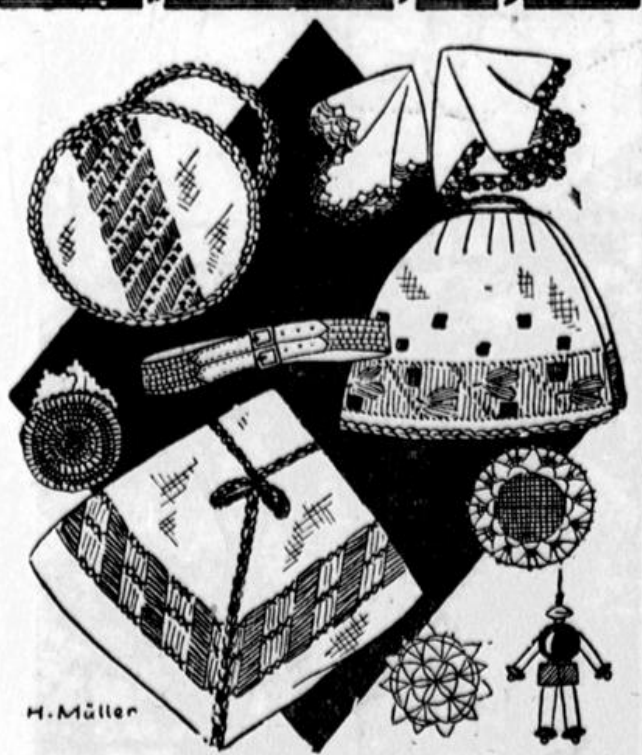
bevor das Tuch gänzlich trocken ist. Der abziehende Dampf wirkt günstig auf den Stoff. Alle runden Anzugteile, vor allem die Ärmelpartien, bügelt man, indem man sie fest mit Nissen ausstopft, wenn man nicht über ein besonderes Bügelbrett verfügt. Der Unterarmel kann glatt auf der Ellen- bogennarbe zusammengelassen werden und eine scharfe Bügelfalte dort bekommen. Ärmel und Aufschläge dürfen nicht ganz platt geplättet, sondern nur gerade gebügelt und dann angedrückt werden.

Wichtig zur Pflege von Herrenkleidung ist auch — die Erziehung der Männer, die sie veranlassen wird, Anzüge und Mäntel selbst sachgemäß aufzuhängen, Taschen- klappen herauszuziehen und etwaige Schä- den rechtzeitig zu melden.

Kleine Geschenke er- halten die Freundschaft

Das praktische Heim

Die meisten Frauen mögen nicht die Hände in den Schoß legen und auch in Feier- stunden eine Kleinigkeit arbei- ten, die wenig Mühe und viel Freude macht. Kleinigkeiten, die dann in ein besonderes Kommodenfach oder einen Karton wandern und zu ge- gebener Zeit ans Licht kommen: wenn ein Besuch gemacht wird, wenn ein Geburtstagsgeschenk aktuell wird, wenn eine kleine Überraschung Freude bereiten soll. Einfache Bastelarbeiten, die mit zierlicher Häkelkante umgeben werden, sind ebenso beliebt wie die hübschen Klapperdeckchen, die man nie genug hat. Ein kreis- rundes Beutchen aus dicken Seidengarnresten ist eine nette Aufmerksamkeit für den ersten Ball des jungen Mädchens. Gürtel aus Bastflechtel, Tas- chen für Badesachen und Einkäufe, Teekörner — alles aus Bast; Teegedee in Spann- und Kettensitz, Autopuppen aus groben Holzperlen... Kleine, reizende Geschenke!



Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



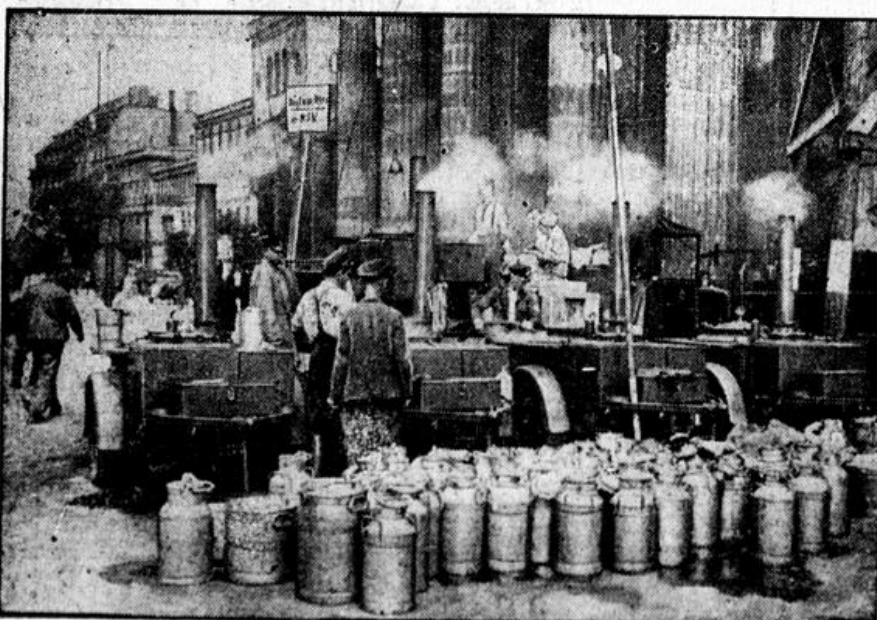
Bild links:

Mussolini in Vogen.
Mussolini traf im Sonderzug in Vogen ein, um von hier aus persönlich den Verlauf der großen italienischen Manöver zu verfolgen. Zugleich hat er nach Vogen einen außerordentlichen Ministerrat einberufen. Links neben dem Duce der Generalsekretär der faschistischen Partei, Starace.

Bild rechts:

Der König von Italien besichtigt die Manöver am Brenner.

Der König von Italien (Mitte) im Manövergelände, links von ihm der Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, General Baistocci.



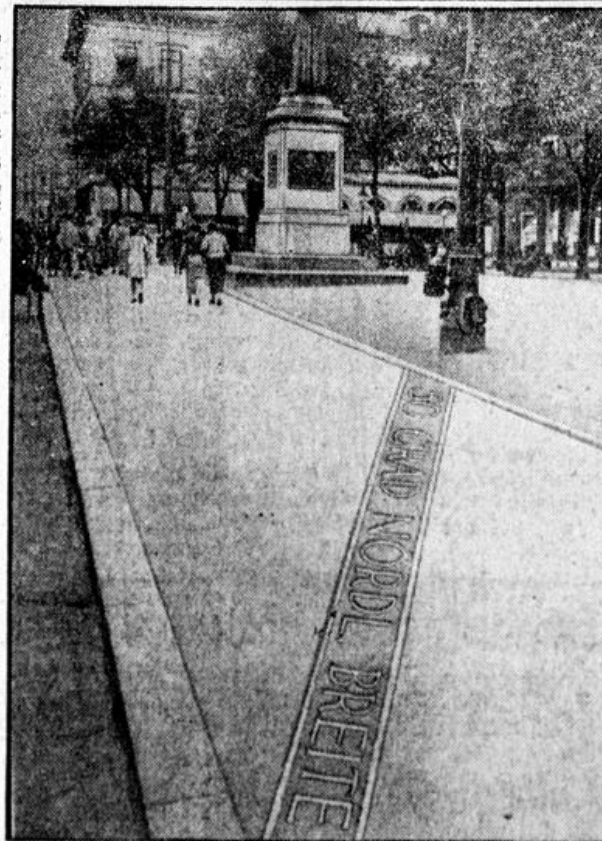
Einweihung eines Bollwerkes auf Helgoland.

Das durch Oberpräsident und Gauleiter Lohse eingeweihte Bollwerk auf Helgoland schützt das Unterland vor dem Angriff der See und schützt außerdem mit einer fast 500 Meter langen Betonmauer eine prächtige Strandpromenade. Mit der Einweihung war eine Feier der 45-jährigen Zugehörigkeit Helgolands zum Deutschen Reich verbunden.

Bild links:

An der Einsturzstelle am Brandenburger Tor.

Die Verpflegungsstelle der NSD am Brandenburger Tor, die die ununterbrochen an der Einsturzstelle arbeitenden Rettungsmannschaften mit Eßwaren versorgt.



Abessinische Frauen wollen ihrem Kaiser helfen.

Eine Versammlung abessinischer Frauen. Sie veranstalteten überall im Lande Zusammenkünfte, in denen sie beschloßen, in die Dienste des Kaisers zu treten.

Bild links:

Der 50. Breitengrad geht durch Mainz.

An Mainz hat man kürzlich in der Nähe des Domes und des Gutenbergdenkmals eine mit einer entsprechenden Inschrift versehene Metallstange in den Bürgersteig eingelassen, die den hier durchlaufenden 50. Grad nördlicher Breite bezeichnet. Bekanntlich geht dieser Breitengrad direkt durch den Mainzer Dom.

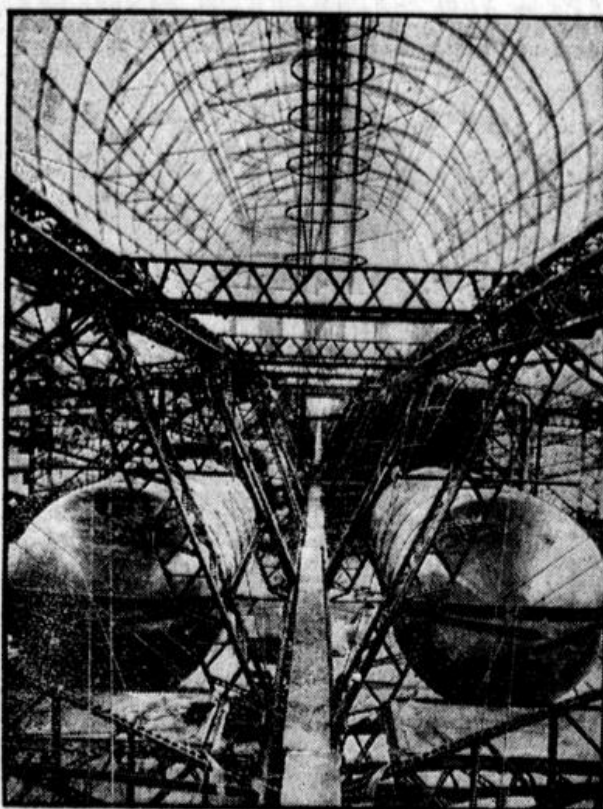


Bild links:

„E. 129“ vor der Vollendung.

Ein Laufgang mit Schwermotoren im Rappellin „E. 129“, der in Friedrichshafen seiner Vollendung entgegengeht.

Bild rechts:

Weihe des neuernannten Bischofs von Mainz.

Auf dem Wege zum Dom, in der Mitte der neuernannte Bischof Dr. Albert Stohr. Zur Feier waren Erzbischof Dr. Gröber von Freiburg, die Bischöfe Dr. Sebastian von Speyer und Dr. Sprell von Rottenburg erschienen.



würde
Ameri-
den
Bor-
den
einer
einfl-

der f
sein
stehen
schän-
schütt-
Erfin-
so lieh
Nabig
einbil-
stän-
reicher
ungea-
geffen
bis an
zeit, u
bauen
mehr
sonder
behar-

Der
Ergrün-
Groß-
einen
länder
stän-
den
iem e-
nem e-
Belatin-
schwer
terte
stets v-
den zu
Zhucl-

Tall
Namen
zu alle
plattic-
täusch-
E-
Torsch-

◆◆◆

8
7
6
5
4
3
2
1

Kon-
(5 Figu-
Springe-
ren): K-

Man
besonde-
Kamera-
raschen.
Fragen
diese
lich hat
Kamera-
„Fisch-
von de-
madie

Herren Sandwich, Rabiß, Havelock, Rumsford und andere

Erfreulicher vereinigten sich der italienische Jesuit und Forschungsreisende Camelli und der Petersburger

A black and white illustration of a bowl of soup. The bowl is filled with a liquid and some dark, indistinct shapes representing ingredients. Several wavy lines of steam rise from the bowl. A spoon with a dark bowl and a long handle rests on the surface in front of the bowl. The background is dark and textured.

Um die Verwechslung ähnlicher Geldstücke vorzu-
beugen, geht man jetzt in der staatlichen Münze zu
Washington (USA) daran, Versuche mit farbigem
Metall anzustellen. Die Tatsache, daß sich das zur
Münze verwendete Metall ohne große Schwierigkeiten

„Weiß noch nicht. Termin ist erst in vierzehn Tagen.“

Zwei russische Flieger, die gleichzeitig aus einem Flugzeug mit ihren Fallschirmen absprangen, erlebten ein Abenteuer, das sie an den Rand des Todes brachte. Der Fallschirm des einen Fliegers nämlich öffnete sich zu früh, so daß gegen die Maschine und bekam er doch, so daß er starb an Tragabäule verlor. Der zweite stürzte bestig ab, hatte aber das Glück, daß sein Fallschirm sich am Gürtel seines Kameraden verfang. Dieser Fallschirm aber konnte die beiden nicht halten, und wieder begannen das Fallen. Da gelang es dem einen, seinen Kameraden Fallschirm zu öffnen, und nun kamen sie unbeschädigt zur Erde nieder.

Max Dreher ist ein Witzbold. Insbesondere macht es ihm Vergnügen, seine Kameraden mit selbsthäm Fragen zu überfallen. Die Kameraden nennen diese Fragen deshalb allzugen blöde. Aber diese Fragen sind nicht immer blöde. Nüchlich sahen wir in der Wohnung unseres Kameraden Fritz, als Max ihn anspitzte: „Fritz, sage einmal, wie weit kannst du dich von deiner Wohnung entfernen?“ Fritz machte ein ziemlich listiges Gesicht und

1	2		3		4		5	6
7			8				9	
		10			11	12		
13	14				15		16	
17		18	19		20	21		22
			23		24			
25	26		27				28	
29					30			

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Französische Kolonie in Nordafrika, 4. Zuckerrübe, 7. weiblicher Vorname, 8. Stadteil von Konstantinopel, 9. buddhistischer Priester, 10. Gellname, 11. afrikanischer Stren, 13. anderes Wort für Beförderung, 15. nordwestafrikanische Landschaft, 17. Stadt im alten Gallien, 18. Treib- und Gewächshaus, 23. spanische Dame, 24. weiblicher Vorname (Auriform), 25. Salbste, 27. Ort in der Schweiz, 28. Hagenstadt in Letland, 29. Wissenschaft, 30. Säulengang. — Von oben nach unten: 1. ungebörge Nebenbestimmung, 2. Stadt in Thüringen, 3. Aufforderung zum Tanz, 4. Provinz und Stadt am Eilissen, 5. Farbe, 6. weiblicher Vorname, 10. sportlicher Ausdruck, 12. weiblicher Vorname, 14. germanischer Volkssamen, 16. Stellung in Frankreich, 18. biblische Stadt, 19. anderes Wort für wichtig.

$$K b 5 - a 4; 5.) L d 3 - c 2 +$$

Von oben nach unten: 1. Kofe, 2. Sarajevo, 3. Gelage, 4. Delade, 5. Batifage, 6. Vina, 10. Radiometer, 11. Toilla, 12. Tche-
ran, 13. Melisse, 14. Apia, 17. Telemarten,
19. Pianola, 20. Vineta, 21. Volero, 22. Laban,
24. Rede.

Geschichten von Peter

Von J. S. Köster.

Peter ist fünf Jahre alt. Gestern kam Peter ganz entsezt in die Küche.

„Mama! Mama! Onkel Otto hat meine Schwester geküßt!“

Die Mutter lächelte: „Das darf er, Peter. Sie heiraten doch in zwei Wochen.“

Peter denkt nach. Dann sagt er: „Und wann heiratet Papa meine Klavierlehrerin?“

Peter geht mit seiner Mutter über Land. Sieht auf einem Schutthaufen eine tote Katze.

„Du, Mutti!“ ruft er aufgeregt, „hier haben sie eine noch ganz gute Katze weg- geworfen.“

Als Peter sechs Jahre wurde, brachte ihn die Mutter zu Bett. Bis heute hatte stets nachts im Kinderzimmer Licht gebrannt. Heute wollte es die Mutter auslöschten.

„Hast du schon gebetet, Peter?“

„Ja, Mutti.“

„Schön. Dann kann ich das Licht aus- lösch.“

„Nein, Mutti, nein!“

„Hast du Angst?“

Der kleine Peter schluckt tapfer: „Nein, Mutti, Angst nicht — aber, bitte, warte noch, ich möchte erst schnell noch einmal beten.“

Peter knackt Nüsse, eine große Tüte voll. Der kleine Bruder kam.

„Mir auch eine Nuß, Peter!“

Peter klabt ärgerlich aus der großen Tüte eine kleine Nuß.

„Nur eine Nuß, Peter?“ stand der kleine Bruder enttäuscht.

Peter nickt: „Eine genügt — es schmeckt eine wie die andere.“

Peter will nicht schlafen. Der Vater setzt sich an sein Bett.

„Ich werde dir ein Märchen erzählen, damit du einschliff.“

„Fein, Papa!“

Der Vater erzählt eine Stunde. Der Vater erzählt zwei Stunden. Plötzlich ist alles still. Die Mutter im Nebenzimmer atmet erleichtert auf. Die Tür zum Kinderzimmer öffnet sich leise.

„Schliff er?“ fragt die Mutter.

Da steht der kleine Peter im Nachthemd zwischen der Tür und nicht: „Ja, Mutti — endlich ist er eingeschlafen.“

Sie weiß es besser.

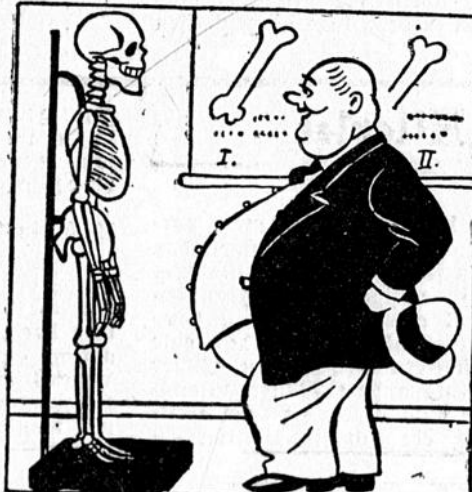
Er: „So ist es richtig! Vor acht Tagen eben habe ich für zwölftausend Mark ein Auto gekauft, und schon hängt es hier am Baum. Aber das kommt von deiner ver- rückten Raserei.“

Sie: „Rede keinen Unsinn! Das kommt nur daher, daß du nicht den Wagen für dreißigtausend Mark gekauft hast, den ich wollte. Der hätte den Anprall besser ver- tragen.“

Buntes Aller



Würden Sie mal 'nen Moment aufstehen, ich will bloß das Schild anmachen.



Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich innen auch so aussehe.

Zeichnung: Krusch.



„Fürchten Sie sich immer?“
„Ach, dann lieber Mann, das überfallt“

Wald Feld und He

Der heimliche Geburtstag

Methusalems im Tierreich sind Kinder gegen die Greise der Pflanzenwelt.

Als die Wärter im Zoologischen Garten sich zusammensetzten, um das 300. Lebensjahr ihrer Riesenschildkröte zu feiern, da taten sie das heimlich, denn sie fürchteten ausgelacht zu werden, weil selbst einige Gelehrte es noch nicht zu glauben vermögen, wie uralte Tiere werden können.

Allerdings, das höchste Alter, das ein Mensch erreicht hat, beträgt über anderthalb Jahrhunderte. Dieser einzigartige, befriedigend beglaubigte Fall ist der der Französin Marie Tlou, die 1838 im Alter von 158 Jahren starb. Merkwürdigerweise erreichen die bessergestellten Stände ein höheres Durchschnittsalter als die niederen Stände, aber bei diesen finden wir mehr Hundertjährige als bei jenen. Recht selten werden „berühmte Männer“ hundert und mehr Jahre alt. Papst Gregor IX. und Tizian wurden fast hundert Jahre alt, Hippocrates soll 104 Jahre alt geworden sein.

Damit kommen wir allerdings schon zu den unsicheren Fällen. Der ausgezeichnete Heidelberger Forscher August Witter hat gezeigt, daß recht häufig, aus Übertreibungsfucht, um Aufsehen und Mitleid zu erregen und Unterstützung zu erlangen — Hundertjährigkeit vorgeschwindelt wird. Von 27 gemeldeten Hundertjährigen einer bayerischen Zählung waren 15 noch nicht 90 Jahre alt! Immerhin erreichten durchschnittlich in Deutschland vor dem Kriege jährlich neun Männer und 21 Frauen ein Alter von 100 Jahren.

Die nächsten „Verwandten“ des Men-

schen im Tierreich, die Affen, werden nur selten so alt wie Menschen. Das Alter des Orang ist auf 60 Jahre geschätzt worden. Dagegen wird den Riesenwalen ziemlich übereinstimmend ein Alter von mehreren 100 Jahren zugesprochen.

Dagegen sollen Esel das für Einhufer sehr bedeutende Alter von 100 Jahren nicht so selten erreichen. Weit hinter diesen Zahlen bleiben die Paarhufer zurück. Rind, Steinbock, Edelhirsch können 30 Jahre alt werden.

Hunde, Hauskaten und Löwen bringen es auf 30 bis 40 Jahre, Bären sogar auf 50. Von den Nagern nimmt es nur der Viber mit dem Bären an Langlebigkeit auf. Eichhörnchen und Stachelschwein überragen mit einer etwa zwölfjährigen und zwanzigjährigen Lebensdauer alle übrigen Vertreter ihrer Sippe recht bedeutend.

Sonderbarerweise werden Vögel sehr alt. Daß Falken, Enten, Raben, Schwäne, Gänse, Eiderenten über 100 Jahre alt werden, ist unzweifelhaft; einige, z. B. Geier, Papageien und Schwäne sollen es sogar auf über 150 Jahre gebracht haben.

Das langlebige Tier, das wir kennen, ist die berühmte, von W. Rothschild dem Londoner zoologischen Garten geschenkte Riesenschildkröte. Als das Tier im Jahre 1737 auf einer Insel des Chagass-Archipels erbeutet wurde, war es schon „uralte“. Dreihundert Jahre dürfen wir diesem panzerbewehrten Methusalem mindestens zutrauen. Dagegen werden Amphibien nicht besonders alt, Kröten beispielsweise kaum erheblich über 40 Jahre, während manche Fische anscheinend ganz außerordentlich langlebig sein können. — Rechte sollen über 200, Karpfen über 150 Jahre alt geworden sein. Von den riesenhaften Haien, Rochen und Schol-

len vermuten wir, daß sie noch viel länger dauern, ohne sie zu können. — Ungelegentlich ein reiches. Unter sehr bedeutend hervor. Gewiß, Flußperlmuscheln, die in der Gegend von Venedig gefunden wurden, zeichnen sich durch ein Alter von 100 Jahren aus. 150 Jahren erreichten sie ein Alter von 150 Jahren. Sie weisen eine Lebensdauer auf, die überraschen wird. Weibchen 15 Jahre, 45 Jahre, unter 100 Jahren und Puppenleben.

Sonst zeichnen sich auch die Reffelkriege, und durch Langlebigkeit 1887 in einem Garten in Edinburgh.

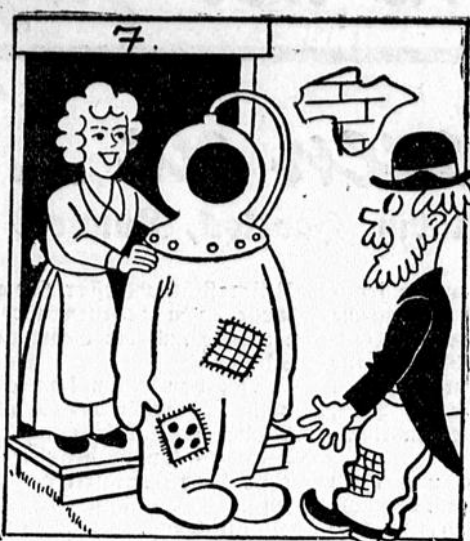
Verglichen mit Baumarten erreichen Tiere recht verglichen auch die meisten Bäume stark zu kennen wir doch 3000jährige Eibäume und die b. Daraca, deren Alter 6000 Jahre erreicht.

„Munterche“
Wie die „La- richtet, konnte“
kleiner Reppins einen großen, st. Lode retten. „Mi- ziger Beamter, i

Buntes Allerlei



...nen Moment aufstehen, das Schild anmachen.



Die Frau des Tauchers: „Hier — lieber Mann — haben Sie einen abgelegten Anzug meines Mannes.“



Dame (zum Gepäcksträger): „Rein, danke, wir tragen unser Gepäck selbst!“



nicht vorstellen, daß ich so aussehe.

Zeichnung: Krusch.



„Fürchten Sie sich nicht, gegen Frauen bin ich immer galant!“
„Ach, dann seien Sie doch so freundlich, lieber Mann, und telefonieren Sie an das Überfallkommando!“

Der Mathematikprofessor

„Aber, lieber Mann, nun rege dich doch nicht so schrecklich auf. Gewiß, der Junge brauchte die zwei Mark nicht zu verlieren, aber es ist nun einmal geschehen.“

„Ja eben, es ist einmal geschehen. Wenn es aber zehnmal geschieht, sind es zwanzig Mark, und wenn es zehn Jahre lang täglich einmal geschieht, geht uns mit Zins und Zinseszins ein Kapital von 9264 Mark verloren. Und darüber sollte ich mich nicht aufregen?“

Selbst verraten.

„Geben Sie das Zeugnis nur ruhig daran; Ihr Genosse hat die Tat bereits eingestanden.“

„Ne, Herr Gerichtshof, damit fangen Sie mir nich. Det is ganz ausgeschlossen.“

„So? Warum denn?“

„Weil mich der Schorsch hoch un heftig in die Hand vasprochen hat, nisch nich zu verraten.“

Rheuma.

„Dein Rheuma wird immer schlimmer; du solltest doch endlich einmal etwas dagegen unternehmen.“

„Ja, du hast recht; sobald ich wieder laufen kann, will ich zum Arzt gehen.“

Erklärung.

„Mutter, was ist denn der Unterschied zwischen ordentlich und außerordentlich?“

„Oh, das ist schnell gesagt. Wenn der Vater zehn Maß trinkt, kriegt er einen ordentlichen Rausch, wenn er zwanzig trinkt, einen außerordentlichen.“

Amüßig.

„Ich habe meine Legitimation verloren. Sie lautet auf den Namen Fritz Schulze.“

„Die ist gefunden worden! Können Sie sich legitimieren!“

Pietät.

„Ich hoffe, mir bald ein schönes Auto zu kaufen!“

„Und wann, wenn man fragen darf?“

„Das weiß ich noch nicht genau, mein Onkel ist erst seit gestern krank!“

Rivalen.

„Der Meier ist ein Glücksvogel. Er wird dauernd befördert, weil er eine Gläse hat. Die Haare, die ihm fehlen, lassen ihn älter und würdiger erscheinen, als er tatsächlich ist.“

„Et, dann lasse du dir den Kopf abschlagen; da hast du bestimmt noch mehr Ansehen.“

Ruhiges Gewissen.

„Sagen Sie mal, Herr Kandidat, welcher Mensch kann mit ruhigem Gewissen den Offenbarungseid leisten?“

„Ich, Herr Professor!“

und Heide

die Affen, werden nur nischen. Das Alter des Jahre geschätzt worden. Riesenwalen ziemlich Alter von mehreren chen.

Esel das für Einhufer von 100 Jahren nicht Zeit hinter diesen Jahr arhufer zurück. Kind, können 30 Jahre alt

n und Löwen bringen re, Wären sogar auf 50, umt es nur der Viber anglebigkeit auf. Eich- schwein überragen mit rigen und zwanzig- alle übrigen Vertreter utend.

werden Vögel sehr alt. t, Raben, Schwäne, er 100 Jahre alt wer- ; einige, z. B. Geier, äne sollen es sogar auf cht haben.

Tier, das wir kennen, n B. Rothschild dem en Garten geschenke s das Tier im Jahre des Chagas-Archipels s schon „uralt“. Drei- i wir diesem panzer- t mindestens zutrauen. hibiten nicht besonders weise kaum erheblich nd manche Fische an- rderordentlich langlebig sollen über 200, Karp- geworden sein. Von n, Rochen und Schol-

len vermuten wir noch bedeutendere Lebens- dauer, ohne sie aber bis jetzt nachweisen zu können. — Unsere Oseeschollen dürften gelegentlich ein Alter von 50 Jahren erreichen. Unter den Wirbellosen ragt durch sehr bedeutende Lebensdauer die Muschel hervor. Gewisse Riesenmuscheln sollen, Flußperlmuscheln können — wie die Unter- suchung gezeichneter Stücke gelehrt hat — ein Alter von 100 Jahren, ja vielleicht sogar 150 Jahren erreichen. Die übrigen Wirbel- losen weisen erheblich geringere Lebens- dauer auf, wenn es auch manchen Leser überraschen wird, zu erfahren, daß Ameisen- weibchen 15 Jahre, manche Käfer (Vollkäfer) 45 Jahre, unter Einrechnung des Larven- und Puppenlebens, alt werden.

Sonst zeichnen sich nur noch einige Reptiliere, und zwar gewisse „Seeröten“, durch Langlebigkeit aus. Eine solche ist 1887 in einem Aquarium des Botanischen Gartens in Edinburgh 67jährig gestorben!

Verglichen mit dem Alter, das einzelne Baumarten erreichen, sind die langlebigen Tiere recht vergängliche Geschöpfe. Wenn auch die meisten „uralten“, tausendjährigen“ Bäume stark überschätzt worden sind, so kennen wir doch 2000jährige Ginkgobäume, 3000jährige Eiben, 5000jährige Mammut- bäume und die berühmte Wasserzypresse von Daraca, deren Alter auf bedeutend mehr als 6000 Jahre berechnet wird.

„Munterchen“ rettet seinen Feind

Wie die „Labauer Kreiszeitung“ be- richtet, konnte „Munterchen“, ein zierlicher kleiner Rehpincher, vor einigen Tagen einen großen, starken Mann vom sicheren Tode retten. „Munterchens“ Herr, ein Dan- ziger Beamter, wollte seiner Frau in die

Ferien nachreisen. „Munterchen“ gebärdete sich während der Reisevorbereitungen so verzweifelt, daß sein Herr den Hund mit- nahm. So standen die beiden dann endlich eines Abends am Elbinger Hafen, um ihre Urlaubsreise mit einer Partie nach dem Draufensee zu beginnen. Ein Kahnfahrer fand sich bereit, die beiden mitzunehmen. Vorher nahm dieser aber noch „schwere Schlagseite“. In seiner Trunkenheit ver- setzte er dem Hund einen Stoß, daß das leichte Kerlchen in hohem Bogen ins Wasser flog. Der Matrose fischte „Munterchen“ zwar wieder heraus, aber zitternd vor Schrecken verlor er sich. Während der Fahrt begann der Hund plötzlich in höchster Aufregung zu bellen und zu winseln, ohne jedoch zu seinem Herrn zu kommen. Als die Männer nun nachforschten, hing der Schiffer mit dem Oberkörper über die Bord- wand ins Wasser hinunter, seine Füße aber waren zwischen einigen vollen Fässern ein- geklemmt. Der Hund hatte mit seinen kleinen Zähnen die Fäde seines Feindes gepackt und riß unter heftigem Bellen und Winseln so verzweifelt daran, als wollte er ganz allein den großen, schweren Mann aus dem Wasser ziehen. Der Betrunkene war bereits bewußtlos geworden, doch gelang es nach einer Zeit, ihn ins Leben zurückzu- rufen. Ohne das tapfere Verhalten „Mun- terchens“ jedoch hätte niemand dem Ver- unglückten rechtzeitig Hilfe bringen können.

Bergkunde.

Reisender: „Wie hoch ist der Berg, der vor uns liegt?“

Führer: „Siebentausend Fuß, Herr.“

Reisender: „In meinem Reisehand- buch steht ja aber, er ist 9000 Fuß hoch...?“

Führer: „Von welchem Jahr ist denn das Buch?“

Reisender: „Es ist 1874 erschienen.“

Führer: „Dann kann's schon stimmen. In den sechzig Jahren sind soviel Fremde auf dem Berg rumgetrampelt — die können leicht so 2000 Fuß an ihren Stiefeln mit- g'nommen haben...“